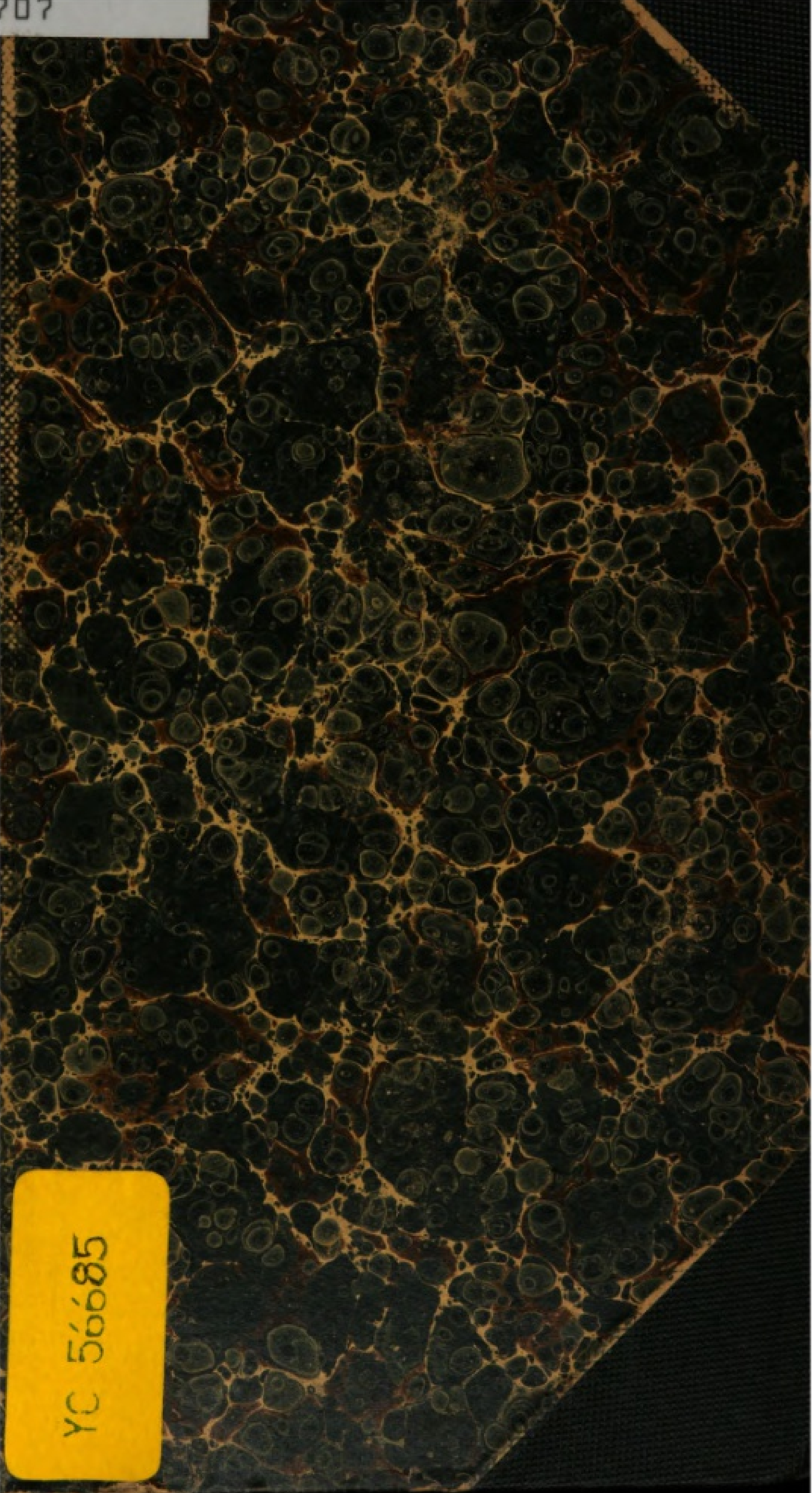
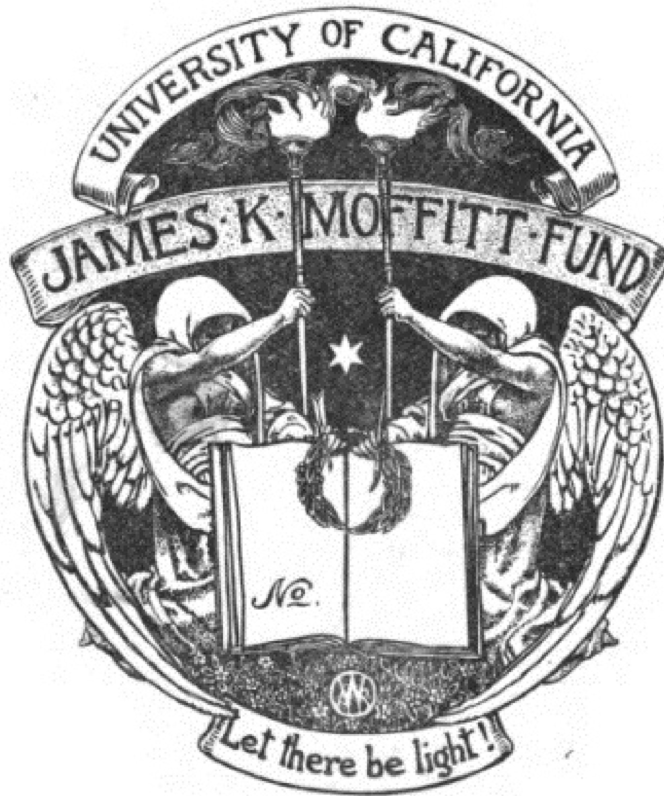
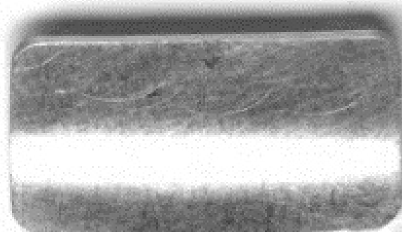

YC 56685


UNIVERSITY OF CALIFORNIA
JAMES·K·MOFFITT·FUND
No.
Let there be light!



Das Interesse.



Eine psychologische Untersuchung

mit

pädagogischen Nutzanwendungen

von

Dr. W. Ostermann.



Zweite Auflage.



Oldenburg und Leipzig.
Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.
Rudolf Schwartz.



Vorwort zur ersten Auflage.

Es gibt für die Psychologie wie für die Pädagogik kaum eine Frage von grösserer Wichtigkeit, als die nach dem Wesen und der Bedeutung des „Interesses". Dennoch ist von einer befriedigenden Lösung und von einer auch nur in den Hauptsachen zusammentreffenden Übereinstimmung der Ansichten gerade diese Frage weiter entfernt als irgend eine andere. Bald wird das Interesse als eine Angelegenheit des Intellekts aufgefasst, bald als Sache des Gefühls, bald als Sache des Willens, bald als das eine und das andere zugleich. Dem einen ist es gleichbedeutend mit dem Begriff der Apperzeption, dem anderen mit dem der Aufmerksamkeit u. s. w. Auch an Klarheit und Folgerichtigkeit lassen die Definitionen oft zu wünschen übrig, sei es dass in den Begriff selbst Widersprechendes aufgenommen wird, sei es dass Determinationen aufgestellt werden, die mit den zugrundeliegenden psychologischen Voraussetzungen unvereinbar sind. Dass nicht einmal die Herbartsche Schule, die gerade diesen Gegenstand gründlicher und liebevoller, als es sonst zu geschehen pflegt, behandelt hat, von jenem Vorwurf ganz freizusprechen ist, glauben wir bereits in unserer Schrift „die hauptsächlichsten Irrtümer der Herbartschen Psychologie" (S. 130 ff., S. 208 ff.) dargetan zu haben.

Dass die Lehre vom Interesse aus dieser Verworrenheit der Ansichten zu grösserer Klarheit und Einheitlichkeit herausgearbeitet werde, muss bei der fundamentalen Bedeutung, welche sie besonders in praktisch-pädagogischer Hinsicht beansprucht, zweifellos als ein dringendes Bedürfnis anerkannt werden, und eben hieraus ergab sich für den Verfasser die Veranlassung, das nachstehende Schriftchen zu veröffentlichen, welches nichts weiter sein will als ein Versuch, zur Lösung der beregten Frage einen bescheidenen Beitrag zu liefern.

Die drei ersten Abschnitte der vorliegenden Schrift (1. Ursprung, Wesen und Arten des Interesses, 2. Bedeutung des Interesses für das Vorstellungs- und Gedankenleben, 3. Bedeutung des Interesses für das Wollen und Handeln) erörtern den Gegenstand nach seiner psychologischen Seite. Von kritischen Untersuchungen, wie

wir sie hie und da in früheren Schrifteu anzustellen Veranlassung fanden, haben wir hier abgesehen; es kam uns lediglich darauf an, positive Fingerzeige zu geben, wie sich auf Grund der gegenwärtig vorherrschenden psychologischen Grundanschauungen eine Interessenlehre ausgestalten lasse, die sich frei hält von Widersprüchen mit jenen psychologischen Voraussetzungen wie in sich selber.

Der letzte Abschnitt enthält pädagogische Schlussfolgerungen und Nutzanwendungen, die wenigstens andeutungsweise in Erinnerung bringen sollen, wo und wie die Ergebnisse der psychologischen Untersuchungen pädagogisch zu verwerten seien.

Oldenburg, im April 1895.

Dr. Ostermann.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieser Schrift sind nahezu 12 Jahre verflossen; es wird darum nicht befremden, dass sie in der neuen Auflage — ohne Verschiebung des grundsätzlichen Standpunkts — doch manche Änderung und eine wesentliche Bereicherung des Inhalts erfahren hat. Eigene Beobachtungen und wiederholtes Durchdenken des Themas und mehr noch eine aufmerksame Verfolgung des Entwicklungsganges der neueren psychologischen Forschung führten von selbst zu neuen Gesichtspunkten und tieferem Eingehen in einzelne Seiten des Gegenstandes. Auf die neu hinzugekommenen Abschnitte I (Geschichtliches), III, 2 (das Gefühl als Ausdruck einer Förderung oder Störung des Seelenlebens), IV, 1 (die psychische Kausalität), IV, e, f, g (Bedeutung des Interesses für Phantasie, Denken und Bewusstseinsinhalt) darf besonders aufmerksam gemacht werden.

Verfasser hofft, dass die Kritik die „stark vermehrte“ Neuauflage auch als eine „verbesserte“ anerkennen werde, und dass seine Schrift zu weiterer Klärung des behandelten Gegenstandes auch in dieser neuen Gestalt an ihrem bescheidenen Teile beitragen werde.

Breslau, im Januar 1907.

Dr. Ostermann.

I. Geschichtliches.

Das Wort „Interesse“ ist bekanntlich der lateinischen Sprache entlehnt. Hier bedeutete es — als Kompositum des Zeitwortes „esse“ mit der Präposition „inter“ — 1) Dazwischensein, räumlich wie zeitlich (via interest = ein Weg ist dazwischen, annus interest = ein Jahr liegt dazwischen); 2) Dabeisein, ebenfalls räumlich wie zeitlich (in convivio oder convivio interesse = bei einem Gastmahl zugegen sein, daran teilnehmen). Aus dem letzteren Gebrauch des Worts entwickelte sich dann die übertragene Bedeutung einer geistigen Anteilnahme, einer Bewertung, wie sie besonders zum Ausdruck kommt in der unpersönlichen Form „interest“ = es ist daran gelegen, ist von Wichtigkeit, „mea interest“ = mir ist daran gelegen, ich lege Wert darauf. In das Deutsche wurde das Wort nachweislich erst im späteren Mittelalter herübergenommen, und zwar zunächst in die Rechtssprache. Hier bezeichnete man damit „den Anteil, der dem Vermögen jemandes aus der Handlung eines anderen entsteht, einen entgangenen Nutzen oder erwachsenen Schaden“. (Grimm, deutsches Wörterbuch). Nach und nach ging der Ausdruck dann auch in den gemeinen Sprachgebrauch über, nahm hier aber neben jener juristischen noch andere Bedeutungen an,

die sich sämtlich bis in die Gegenwart erhalten haben: 1. Zins („ein Kapital mit Interessen zurückerhalten“), 2. Nutzen, Vorteil überhaupt („im Interesse jemandes handeln“), 3. Eigennutz („man ist bei einer Sache interessiert“, „man handelt nicht aus edlen Motiven, sondern aus Interesse“), 4. der Anteil, den man an einer Sache nimmt, der Wert, den man ihr beimisst.

In der letzten Bedeutung, die gegenwärtig die vorwaltende ist, begegnet uns das Wort im 18. Jahrhundert hier und da schon in der gewählteren Sprache der Dichter und Gelehrten. („Die Jugend ist vergessen aus geteilten Interessen“, Goethe.) Um dieselbe Zeit wird der Begriff vereinzelt auch schon philosophisch verwertet, so von Helvetius („Si l'univers physique est soumis aux lois du mouvement, l'univers moral ne l'est pas moins à celles de l'intérêt“. De l'esprit I, 87 ff.) und Garve („Alles das interessiert uns, was uns durch den Eindruck des Wohlgefallens, den es auf uns macht, ohne unsern Vorsatz aufmerksam und nach der Fortsetzung und Folge begierig erhält.“ Samml. einig. Abh. I, 215).

Kant bestimmte das Interesse als „das Wohlgefallen, das wir mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes (oder einer Handlung) verbinden“, auch als „das, wodurch Vernunft praktisch d. i. eine den Willen bestimmende Ursache wird“. Das Interesse hat danach „immer zugleich Beziehung auf das Begehrungsvermögen, entweder als Bestimmungsgrund desselben oder doch als mit dem Bestimmungsgrunde desselben notwendig zusammenhängend“. Es ist daher nicht jedes Wohlgefallen = Interesse. Insonderheit ist das Wohlgefallen am Schönen „ohne alles Interesse“, da hier die Existenz des Gegenstandes gleichgiltig ist (nicht begehrt wird), vielmehr „die blosse Vorstellung des Gegenstandes in mir mit Wohlgefallen begleitet ist“.[1]) Dagegen ist sowohl „das Wohl-

[1]) Die Ansicht Kants, dass das ästhetische Wohlgefallen ausser Beziehung zum Begehrungsvermögen stehe, und die damit zusammen-

gefallen am Angenehmen wie das am Guten mit Interesse verbunden". „Ungeachtet aller Verschiedenheiten zwischen dem Angenehmen und Guten kommen beide doch darin überein, dass sie jederzeit mit einem Interesse an ihrem Gegenstande verbunden sind, nicht allein das Angenehme und das mittelbar Gute (Nützliche), welches als Mittel zu irgend einer Annehmlichkeit gefällt, sondern auch das schlechterdings und in aller Absicht Gute, nämlich das moralische, welches das höchste Interesse bei sich führt. Denn das Gute ist das Objekt des Willens . . . etwas aber wollen und an dem Dasein desselben (der guten Handlung) ein Wohlgefallen haben, d. i. daran Interesse nehmen, ist identisch." Das moralische Interesse ist ein echtes („reines", „unmittelbares") nur dann, wenn es — frei von allen egoistischen Motiven — das Sittengesetz (das Pflichtgebot, den „kategorischen Imperativ") um seiner selbst willen, aus „Achtung" vor ihm, befolgt wissen will. (Kant „Kritik d. Urteilskraft", I. Teil 1. Abschnitt, 1. Buch § 1—4; „Kritik d. prakt. Vernunft", I. Teil, 1. Buch 3. Hauptstück.)

Einer eingehenderen — philosophischen (psychologischen) wie pädagogischen — Bearbeitung hat den Begriff des Interesses erst Herbart unterzogen. Wie er ihn auffasste, möge nachstehend durch einige kurze Zitate aus seinen Schriften gezeigt werden. „Es entsteht uns der Begriff des Interesses, indem wir gleichsam etwas abbrechen von den Sprossen der menschlichen Regsamkeit, indem wir der inneren Lebendigkeit (der Vorstellungen) zwar keineswegs ihr mannigfaches Hervortreten, aber wohl ihre letzten Äusserungen versagen. Was ist nun das Abgebrochene oder Versagte? Es ist die Tat und, was unmittelbar dazu treibt,

hängende Leugnung eines ästhetischen Interesses ist nicht aufrecht zu halten. Wohl folgt aus dem Wohlgefallen am Schönen nicht mit Notwendigkeit ein Begehren nach dem Besitz des schönen Gegenstandes („die Sterne, die begehrt man nicht"), wohl aber ein Begehren ästhetisch zu geniessen.

die Begehrung. So muss Begehrung mit dem Interesse zusammengenommen das Ganze einer hervortretenden menschlichen Regung darstellen.“ „Das Interesse, welches mit der Begehrung, dem Wollen und dem Geschmacksurteil gemeinschaftlich der Gleichgültigkeit entgegensteht, unterscheidet sich dadurch von jenen dreien, dass es nicht über seinen Gegenstand disponiert, sondern an ihm hängt. Wir sind zwar innerlich aktiv, indem wir uns interessieren, aber äusserlich so lange müssig, bis das Interesse in Begierde oder Wille übergeht. Dasselbe steht in der Mitte zwischen dem blossen Zuschauen und dem Zugreifen. . . . Nur dadurch erhebt sich das Interesse über der blossen Wahrnehmung, dass bei ihm das Wahrgenommene (Vorgestellte) den Geist vorzugsweise einnimmt und sich unter den übrigen Vorstellungen durch eine gewisse Kausalität geltend macht.“ (Herbart, sämtl. Werke, ed. von Hartenstein, X. 51f.) Im Grunde ist das Interesse nichts anderes als eine (andauernde) unwillkürliche Aufmerksamkeit. „Das Interesse, welches wir beabsichtigen, liegt in der unwillkürlichen Aufmerksamkeit“ (H. s. W. X, 216). Diese selbst aber „beruht auf der Kraft einer Vorstellung (oder Vorstellungsmasse) gegen die anderen, also teils auf ihrer eigenen absoluten Stärke, teils auf der Leichtigkeit des Zurückweichens der übrigen.“ (X, 67.) Nach Herbart besteht also das Interesse, mit welchem gewisse Vorstellungen oder Vorstellungsmassen in dem Bewusstsein auftreten, in deren Stärke und dem sich daraus ergebenden Übergewicht, welches sie anderen Vorstellungen gegenüber geltend machen. Insofern erweist es sich zugleich als derjenige Geisteszustand, welcher das Begehren (Wollen) einleitet und bedingt; denn dieses ist nichts anderes als das „Sichemporarbeiten einer Vorstellung gegen Hindernisse“, welches eben aus deren Übergewicht an Stärke anderen Vorstellungen gegenüber folgt. „In dem Interesse besitzt der Charakter eine Leichtigkeit, seine Entschliessungen zu vollziehen, die ihn auf allen Wegen begleitet.“ (X. 53.)

Da jenes Übergewicht der Vorstellungen oder Vorstellungsmassen nicht bloss von dem ihnen ursprünglich zukommenden Stärkegrade, sondern sehr wesentlich auch davon abhängt, ob und in welchem Grade der Innigkeit, Vielseitigkeit und Gelenkigkeit sie unter sich wie mit anderen Vorstellungen verknüpft sind, so hat der Unterricht, um Interesse zu erzeugen, vor allem auf eine angemessene Verbindung (Konzentration) seiner Gedankenmassen Bedacht zu nehmen und besonders das Gedankenmaterial, welches auf den Willen normierend einwirken soll, in sich selbst wie mit den übrigen Vorstellungsmassen möglichst innig, vielseitig und wohlgeordnet zu verknüpfen. „Das ist die Probe eines vollkommenen (erziehlichen) Unterrichts, dass die Summe von Kenntnissen und Begriffen, welche er zur höchsten Gelenkigkeit des Denkens erhoben hat, zugleich vermöge der vollkommenen gegenseitigen Durchdringung aller ihrer Teile fähig sei, als Masse von Interessen mit höchstem Nachdruck den Willen zu treiben. Weil es daran fehlt, wird die Kultur so oft das Grab des Charakters.“ (X, 141.) Herbart unterscheidet folgende 6 Arten des Interesses: a) das empirische (an der Erfahrung), b) das spekulative (an der Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhangs), c) das ästhetische (am Sittlichen und Schönen. Ästhetik bei Herbart die Wissenschaft von den Werturteilen, den ästhetischen wie den ethischen), d) das sympathetische (am Wohl und Wehe einer anderen Einzelpersönlichkeit), e) das sociale (am Wohl und Wehe der menschlichen Gesellschaft), f) das religiöse Interesse. Die drei ersteren Interessen bezeichnet er als Interessen der Erkenntnis, die drei letzteren als Interessen der Teilnahme (die sich auf beseelte Wesen beziehen). Alle diese Interessen sollen gepflegt werden, und zwar möglichst gleichmässig („gleichschwebendes, vielseitiges Interesse“). Vielseitiges Interesse auszubilden, ist besonderes Sache des Unterrichts. „Der Endzweck des Unterrichts

liegt zwar in dem Begriff der Tugend; allein das nähere Ziel, welches, um den Endzweck zu erreichen, dem Unterricht insbesondere muss gesteckt werden, lässt sich durch den Ausdruck „Vielseitigkeit der Interessen" angeben." „Es ist zwar eine bekannte pädagogische Vorschrift, der Lehrer müsse suchen, seine Schüler für das, was er vorträgt, zu interessieren. Allein diese Vorschrift wird gewöhnlich in dem Sinne gegeben und verstanden, als wäre das Lernen der Zweck, das Interesse das Mittel. Dieses Verhältnis nun kehre ich um. Das Lernen soll dazu dienen, dass Interesse aus ihm entstehe. Das Lernen soll vorübergehen, und das Interesse soll während des ganzen Lebens beharren." (Umr. päd. Vorl. § 62.)

Herbarts Definition des Interesses steht und fällt mit seinen psychologischen Grundanschauungen. Diese laufen, ganz kurz gesagt, darauf hinaus, dass das Wesentliche und Wirkende im Geistesleben allein die Vorstellungskräfte sind, aus deren Intensitäten und — mechanisch gedachtem — Zusammen- und Gegeneinanderwirken (Verschmelzungen, Hemmungen, Komplikationen etc.) sich das gesamte geistige Leben aufbauen bzw. erklären lassen soll. Die moderne Psychologie lehnt diese mechanistische und einseitig intellektualistische Auffassung des Seelenlebens, die insonderheit die Gefühlskräfte und deren Bedeutung nicht zu ihrem Rechte kommen lässt, ziemlich einstimmig ab, damit aber auch die Herbartsche Definition des Interesses[1]). Immerhin gebührt Herbart das Verdienst, durch seine eingehende Erörterung und nachdrückliche Bewertung des Interesses diesem wich-

---

[1]) Eine nähere Auseinandersetzung mit der Herbartschen Lehre schien uns hier nicht am Platze. Zu weiterer Orientierung dürfen wir aber auf unsere Schrift „die hauptsächlichsten Irrtümer der Herbartschen Psychologie und ihre pädagogischen Konsequenzen" (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung) verweisen.

tigen Begriffe — besonders in der Pädagogik — erst die gebührende Beachtung verschafft zu haben.

Nachhaltigen Einfluss auf die weitere Entwicklung der Interessenlehre hat nach Herbart besonders Lotze gewonnen. Zwar hat er selbst den Begriff des Interesses weder psychologisch noch pädagogisch näher bearbeitet; aber indem er in seiner Psychologie — im Gegensatz zu Herbart — die kausale Bedeutung des Gefühls wieder zur Geltung brachte und dieses als Organ alles Wertbewusstseins erkennen lehrte, hat er doch für eine richtige, mit den Erfahrungstatsachen des Bewusstseins übereinstimmende Auffassung des Interesses die psychologische Grundlage geschaffen und zu weiterem Ausbau des Begriffs auf dieser Grundlage wirksame Anregung geben.[1])

Die kausale Bedeutung des Gefühls und dessen inniger Zusammenhang mit dem Interesse (Wertbewusstsein) wird auch von den meisten Vertretern der Psychologie der Gegenwart anerkannt. Wenn sie von einer eingehenderen psychologischen Erörterung des Interesses in der Regel absehen, so hat das seinen Grund weniger in mangelnder Erkenntnis und Würdigung der Bedeutung des Interesses, als vielmehr darin, dass sie es mit dem Gefühl identifizieren bzw. in dieses irgendwie mit einbegreifen, oder es auch als eine Teilerscheinung des Wollens behandeln. Freilich kommt dabei das Interesse nicht in seinem ganzen — auch in das Intellektuelle hineinreichenden — Umfange voll zur Geltung: einer der Punkte, in denen die Lehre vom Interesse zweifellos des Ausbaues bedarf, wozu diese Schrift einen bescheidenen Anteil liefern möchte.

Die moderne Pädagogik, die sich über die fundamentale Wichtigkeit des Interesses für Unterricht wie Er-

---

[1]) Zu näherem Eingehen in die Lotzeschen Gedanken wird sich später noch Gelegenheit finden, sodass wir hier davon absehen dürfen.

ziehung einig ist, steht mit ihrer Auffassung seines Wesens zum Teil noch auf dem Herbartschen Standpunkte, zum Teil hat sie sich der Lotzeschen, das Interesse auf das Gefühl basierenden Ansicht angeschlossen, zum Teil sucht sie eine zwischen diesen beiden Standpunkten vermittelnde Stellung einzunehmen, die dann freilich wegen der sich ausschliessenden Gegensätze, die man auszugleichen bemüht ist, oft die nötige Konsequenz und Klarheit vermissen lässt.



II. Definition und Arten des Interesses.

Schon Herbart (S. 4) bemerkte — und jeder, wie er im übrigen auch den Begriff definiert, wird ihm darin beistimmen —, dass das Interesse im Gegensatz zum Begriffe des „Gleichgültigen" stehe. Was uns interessiert, das ist uns insofern nicht gleichgültig, und was uns gleichgültig ist, das interessiert uns eben insofern nicht. Dass eine Sache uns nicht gleichgültig sei, bedeutet aber, positiv ausgedrückt, doch wohl nichts anderes als dies, dass sie irgend welchen Wert für uns hat, oder noch präziser: dass wir uns dieses ihres Wertes irgendwie bewusst sind, sie wertschätzen. Ganz allgemein gefasst und von jeder näheren psychologischen Deutung hier noch absehend, können wir also das Interesse als Wertbewusstsein oder Wertschätzung bestimmen. Diese Definition steht in Einklang mit der sprachlichen Herkunft des Worts (latein. mea interest = mir liegt an einer Sache, ich lege Wert darauf, S. 1) wie auch mit dem vorwaltenden Sprachgebrauch.

Die Beobachtung, dass die Wertschätzung einer Sache in der Regel auch unser Wollen und Handeln irgendwie beeinflusst, hat Veranlassung gegeben, in den Begriff des Interesses ausser dem des Wertbewusstseins

auch eine bezügliche Richtung des Willens, das aktive Sich-Hingeben an die bewertete Sache, mit aufzunehmen. Die Berechtigung dieser Fassung wollen wir nicht bestreiten. Ob man den Begriff in diesem erweiterten oder in jenem engeren Sinne fassen will, ist schliesslich nur eine Frage der Terminologie, die für das Wesen der Sache von untergeordneter Bedeutung ist. Da es sich aber doch empfiehlt, nicht ohne zwingende Gründe von dem sprachlichen Herkommen abzuweichen, und da die betr. psychischen Vorgänge, wenn auch ursächlich noch so innig zusammenhängend, doch ihrem Wesen nach zu verschiedenartig sind, als dass sie ohne logische und psychologische Bedenken in die Einheit eines Begriffes zusammengefasst werden könnten, ziehen wir es vor, an der gegebenen Erklärung: Interesse = Wertschätzung festzuhalten. Die mit ihm zusammenhängenden Vorgänge des Strebens und Wollens fassen wir also nicht als Begriffsmomente, sondern als notwendige Folgeerscheinungen des Interesses auf. Als solche werden sie in einem späteren Abschnitte einer näheren Betrachtung zu unterziehen sein.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, dass von einem Interesse nur da die Rede sein könne, wo wir uns des positiven Werts einer Sache (ihrer Vortrefflichkeit, Güte, Schönheit, Nützlichkeit etc.) bewusst werden, Gefallen an ihr finden. In Wahrheit gehören aber auch die gegenteiligen Fälle hierher, wo wir uns also durch eine Sache abgestossen fühlen, uns ihres Unwertes bewusst werden: das Wort „Unwert“ hier nicht in dem Sinne des Gleichgültigen genommen, sondern in dem Sinne des Missfälligen, Abstossenden. Man denke beispielsweis an das lebhafte Interesse, welches der Anblick einer bösen Tat oder die Nachricht von einem uns nahe angehenden Unglück in uns zu erregen vermag. Man würde also eine zweifache Art des Interesses zu unterscheiden haben, ein

positives und ein negatives. Von ersterem ist überall da die Rede, wo uns ein Gegenstand, ein Ereignis etc. um seines positiven Wertes willen gefällt, uns anzieht; von letzterem da, wo uns ein Gegenstand etc. durch seinen Unwert (im oben bezeichneten Sinne) missfällt, uns abstösst. Zwischen diesen beiden Polen des Positiven und Negativen liegt das Gebiet des Gleichgültigen, was weder gefällt noch missfällt, weder anzieht noch abstösst. Das positive Interesse hat, wie wir später darzulegen haben werden, ein bezügliches Streben, das negative Interesse ein Widerstreben zur Folge. Das Gleichgültige dagegen übt auf unser Streben und Wollen überall keinen Einfluss.

Je nachdem sich die Wertschätzung auf sinnliche oder geistige Güter richtet, hat man sinnliche (niedere) und geistige (höhere, ideelle) Interessen zu unterscheiden. Begrifflich wenigstens lässt sich diese Scheidung rechtfertigen, wenn auch in Wirklichkeit die eine Art oft in die andere hinüberspielt und eins mit dem andern sich verquickt. Die geistigen Interessen kann man, je nach der Verschiedenheit der Objekte der Wertschätzung, wieder einteilen in intellektuelle Interessen (am Wissen, Forschen, Erkennen), ästhetische Interessen (am Schönen, Erhabenen), sympathetische Interessen (am Wohl und Wehe der Mitmenschen), ethische, religiöse, patriotische Interessen, Interessen der Ehre etc.

Nach Kants und Herbarts Vorgang pflegt man ferner ein unmittelbares und mittelbares Interesse zu unterscheiden. Wir haben an einer Sache ein unmittelbares Interesse, wenn wir sie um ihrer selbst willen schätzen, ein mittelbares Interesse, wenn dieses an Nebenrücksichten hängt, die mit dem Wert, den die Sache an sich selbst besitzt, nichts zu tun haben. Das Interesse an der Wissenschaft z. B. ist ein unmittelbares, wenn das, was interessiert, das Forschen und Erkennen selbst ist, ein mittel-

bares, wenn sie nur als Mittel zu eigennützigen Zwecken (Ehre, Gewinn) geschätzt wird.

„Einem ist die Wissenschaft die hohe, die himmlische Göttin,
Dem andern die tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt."
(Schiller.)

Wer das Gute um seiner selbst willen liebt und ausübt, bekundet damit ein unmittelbares, wer es dagegen ausübt, um Lohn zu empfangen oder Strafe zu meiden, ein nur mittelbares Interesse am Guten. Dass die eine Art oft mit der anderen Hand in Hand geht, ist nicht zu leugnen; dennoch ist diese Scheidung nicht bloss logisch berechtigt, sondern auch in ethischer und besonders pädagogischer Beziehung von Wichtigkeit.

III. Psychologische Deutung.

I. Zusammenhang des Interesses mit dem Gefühl.

Nachdem das Interesse als Wertbewusstsein erkannt ist, gilt es, seine Entstehung und Entwicklung im menschlichen Geiste psychologisch zu erklären.

Alles Wertbewusstsein — so dürfen wir in Übereinstimmung mit den namhaftesten Vertretern der neueren Psychologie behaupten — ist letzten Endes auf Vorgänge des Gefühlslebens zurückzuführen, hat im Gefühl seine Wurzel und Quelle. Wohl geht das Wertbewusstsein (Interesse) nicht, wie manche meinen, im Gefühl auf, sondern wächst im Laufe seiner Entwickelung auch in die Sphäre des Intellekts hinein und nimmt hier intellektuelle Formen an (s. unten); aber es wurzelt mit seinen Ursprüngen

doch auch dann stets im Gefühle. Dass nämlich dem Geiste die Dinge, die auf ihn wirken, mehr sind und mehr gelten als gleichgiltige Objekte der Wahrnehmung und Erkenntnis, dass er zu ihnen in jene warme Beziehung subjektiver Teilnahme zu treten vermag, die in jeder echten Bewertung zum Ausdruck kommt: dazu liegt ausreichender Grund und Antrieb für ihn allein in den Gefühlen der Lust und Unlust. Ihre Eigenart und ihr spezifischer Unterschied von allen Vorgängen des blossen Wahrnehmens, Vorstellens und Erkennens liegt ja eben darin, dass die Eindrücke, die für die theoretische Erkenntnis etwas bloss Gegenständliches, Objektives bleiben, durch sie zur subjektiven Angelegenheit des Ich erhoben werden, sodass dieses den Eindrücken nun nicht mehr als gleichgiltiger Beobachter gegenübersteht, sondern sich in Lust und Unlust zu ihnen hingezogen oder von ihnen abgestossen fühlt, mit andern Worten: sie (unmittelbar) bewertet.

Nicht als ob diese Bewertung in ihren mannigfachen Abstufungen nur nach dem Intensitätsgrade des Gefühls erfolgte. Lust und Unlust ist keineswegs — wie diese Missdeutung voraussetzen würde — etwas einfürallemal Gleichartiges, was in allen Gefühlen in gleicher Weise und nur dem Grade nach verschieden sich geltend machte; vielmehr hat jedes Gefühl der Lust und Unlust auch seine eigentümliche Färbung, und vorwiegend hierin, durchaus nicht bloss in dem Stärkegrade, kommt der Wert dessen zum Ausdruck, wodurch es erregt wurde. Das Gefühl des sittlichen Wohlgefallens an einer edlen Tat kann an Intensität einem sinnlichen Lustgefühl erheblich nachstehen, und dennoch offenbart sich uns in jenem Gefühl deutlich genug, wenn auch vielleicht unerklärbar, der unvergleichlich viel höhere Wert des darin Erlebten.

Mit dem Wertungscharakter, den wir dem Gefühle zuschreiben, mag dessen Wesen und Bedeutung nicht erschöpft sein; jedenfalls ist er eine psychische Tatsache, von der

jede rationelle Deutung des Interesses wird ausgehen müssen. Auf keine andere Weise ist dieses befriedigend zu erklären. Nicht aus den Vorgängen des Begehrens und Wollens — etwa als Ausdruck der Befriedigung oder Nichtbefriedigung des Willensdranges — denn jedes Wollen setzt als Antrieb irgend welches Wertbewusstsein, wenn auch in Form dunkelster Gefühle, schon voraus. Ebensowenig aus dem reinen Intellekt, der, von allem Gefühlsmässigen losgelöst, seinen Objekten immer nur als gleichgiltiger Beobachter gegenüberstehen, niemals zu ihnen in jene warme Beziehung subjektiver Teilnahme treten würde, die wir mit dem Worte „Interesse" ausdrücken wollen. Wohl vermag der Geist, der entwickelte wenigstens, über Wert und Unwert auch verstandesmässig zu entscheiden; er könnte dies aber nicht, es würde ihm überhaupt jeder Sinn für Wertverhältnisse fehlen, wenn er solche nicht irgendwie und irgendwo bereits im Gefühle erlebt hätte und sich dessen zu erinnern vermöchte. Man denke sich einen Geist, der ganz im Intellektuellen aufginge, vom ersten Beginn seines Daseins keinerlei Gefühlsregung der Lust oder Unlust empfunden hätte: ihm würde die ganze Welt seines äusseren und inneren Lebens vollkommen gleichgiltig erscheinen; nichts würde ihm wertvoll oder unwert, wichtig oder unwichtig sein, sondern alles nur wirklich[1]).

[1]) Ebenso oder doch ähnlich die meisten Vertreter der modernen Psychologie. „War es eine ursprüngliche Eigentümlichkeit des Geistes, Veränderungen nicht nur zu erfahren, sondern sie vorstellend wahrzunehmen, so ist es ein ebenso ursprünglicher Zug desselben, sie nicht nur vorzustellen, sondern in Lust und Unlust auch des Wertes innezuwerden, den sie für ihn haben." „Das Gefühl ist das Licht, in welchem die objektive Vortrefflichkeit der Dinge für uns erst wahrhaft zu leuchten beginnt." „Weit entfernt, als eine nebenherlaufende Zugabe nur aus der Übung unsrer vorstellenden Tätigkeit zu entstehen, beruht das Sittliche vielmehr auf dem Grunde des Gefühls, das weit eigentümlicher als die Erkenntnis die wahre Natur des Geistes bezeichnet." „Die ästhetischen Ur-

Ob der Geist auf jede ihm zugeführte Erregung ausser in den Vorgängen des Wahrnehmens, Vorstellens etc. auch in Wertgefühlen der Lust und Unlust reagiert, ist eine

---

teile der Billigung und Missbilligung, also: „dies gefällt“ und „jenes missfällt“, sind bloss ihrer sprachlichen Form nach Urteile oder Sätze; das aber, was durch sie ausgedrückt wird, ist gar keine Denkhandlung mehr, sondern ein Gefühl von Lust oder Unlust.“ (Lotze, Mikrokosmos, 3. Aufl., I., 269 ff.; Grundzüge der prakt. Philos. 2. Aufl., S. 12). „Jede Wertbestimmung beruht auf Gefühlen.“ (Wundt, System d. Philos., 1. Aufl., S. 136.) „Wem die Willens- und Gefühlsseite ganz fehlte, wer blosser reiner Verstand wäre, dem wären alle Prädikamente, die Wertverhältnisse ausdrücken, ganz unfassbar.“ (Paulsen, Einleitung in die Philosophie, 2. Aufl., S. 237.) „Das Gefühl zeigt mir den Wert an, den ein Reiz für mich hat.“ (Ziegler, „Das Gefühl“, 3. Aufl., S. 99.) „Der Verstand erschöpft nicht das Wesen des Geistes, und die Bestimmung des Menschen geht nicht im Erkennen auf . . . Das Wirkliche, auf uns Wirkende wird nicht bloss mit dem Verstande erfasst, es wird auch mit dem Gemüte erlebt, durch das Gefühl geschätzt, von dem Willen erstrebt. Solcher Gestalt entspringen Ideen oder Werte.“ (A. Riehl „Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart“, 2. Aufl., S. 182.) „Das Gefühl ist eine psychische Erregung, in welcher der Wert einer im Zustande des lebenden Organismus oder im Zustande des Bewusstseins eingetretenen Änderung für das Wohl oder Wehe des Subjekts unmittelbar als Lust oder Schmerz wahrgenommen wird.“ (Jodl „Lehrb. d. Psychol.“ S. 374). „Die Gefühle sind das innerste Leben der Seelenmonade selbst; sie sind darum auch nichts weniger als Nebenprodukte des Vorstellens und Wollens; vielmehr liegen in ihnen die feinsten und letzten Entscheidungen über den Wert der Güter des Lebens.“ (Rümelin, Reden und Aufsätze, S. 138 f.) „Das Gefallen oder Missfallen, welches unwillkürlich und unmittelbar durch die Anschauung fremden Tuns in uns geweckt wird, ist zunächst Empfindung (Gefühl); indem wir die Empfindung auf das sie hervorrufende Objekt beziehen, wird erst das Gefallen oder Missfallen zur Billigung oder Missbilligung des Objekts, d. h. es entspringt aus der Empfindung (dem Gefühl) ein Urteil über das Objekt. Das Urteil spricht aus, ob das Objekt eine wohlgefällige oder nichtgefällige Empfindung (Gefühl) in uns erregt, und besteht in einer Wertbestimmung desselben

schwer zu entscheidende und tatsächlich unentschiedene Streitfrage der Psychologie. Bejaht wird sie u. a. von Lotze, der deshalb auch von einer „Allgegenwart des Gefühls" redet. „Man wird sich entwöhnen müssen, die Gefühle als Nebenereignisse zu nehmen, die im Verlauf der inneren Zustände zuweilen einträten, während der grössere Teil der letzern in einer gleichgültigen Reihe leid- und lustloser Veränderungen bestände. Ausser der völligen Ruhe würden wir uns keinen Zustand denken können, der nicht mit den eigenen Entwicklungsbedingungen der Seele entweder übereinstimmte oder in irgend einer Weise ihnen zuwider wäre. Welche Erregung daher die Seele auch immer erfahren mag, von jeder werden wir einen Eindruck der Lust oder Unlust erwarten müssen; und eine genauere Selbstbeobachtung, soweit sie die verblassten Farben dieser Eindrücke zu erkennen vermag, bestätigt diese Vermutung, indem sie keine Äusserung unserer geistigen Tätigkeit findet, die nicht von irgend einem Gefühle begleitet wäre. Verblasst sind jene Farben allerdings in dem entwickelten Gemüt vor dem übermächtigen Interesse, das wir einzelnen Zwecken unserer persönlichen Bestrebungen zuwenden, und nur eine absichtliche Aufmerksamkeit findet sie wieder auf, ebenso wie unsere mikroskopische Beobachtung die regelmäsige Bildung unscheinbarer Gegenstände, über die unser Blick gewöhnlich unachtsam hinwegsieht. Jeder einfachen sinnlichen Empfindung, jeder Farbe, jedem Tone entspricht ursprünglich ein eigner Grad der Lust oder Unlust; aber gewöhnt, diese Eindrücke nur in ihrer Bedeutung als Merkmale der Gegenstände aufzufassen, deren Sinn und Begriff uns wichtig ist,

---

nach Massgabe der von demselben in uns hervorgerufenen Empfindungs (Gefühls) - Reaktion." „Die Empfindung (das Gefühl) hat den Vorrang, das Urteil spaziert nur als der hülfreiche Diener hinterdrein." (E. v. Hartmann, „das sittliche Bewusstsein", 2. Aufl., S. 98 ff.)

bemerken wir den Wert des Einfachen nur dann noch, wenn wir mit gesammelter Aufmerksamkeit uns in seinen Inhalt vertiefen. Jede Form der Zusammensetzung des Mannigfaltigen erregt neben ihrer Wahrnehmung in uns einen leisen Eindruck ihres Übereinstimmens mit den Gewohnheiten unserer eigenen Entwicklung, und diese oft unklaren Gefühle sind es, welche für jedes einzelne Gemüt jedem einzelnen Gegenstand seine besondere Färbung geben, so dass er, mit demselben Tatbestande der Merkmale für alle, doch für jeden von uns ein anderer scheint. Aber selbst die einfachsten und scheinbar trockensten Begriffe des Denkens sind nie von diesem nebenhergehenden Gefühle ganz entblösst. Wir fassen den Begriff der Einheit nicht, ohne zugleich ein Glück der Befriedigung zu geniessen, das sein Inhalt einschliesst, den des Gegensatzes nicht, ohne zugleich die Unlust der Feindseligkeit mitzuempfinden. Ruhe, Bewegung und Gleichgewicht beobachten wir weder an den Dingen, noch entwickeln wir uns ihre Vorstellungen, ohne uns mit unserer ganzen Lebendigkeit in sie hineinzuversetzen und den Grad und die Art der Förderung oder der Hemmung mitzufühlen, die für uns aus ihnen hervorgehen könnte.“ (Mikrok. I, 3. Aufl., S. 272 f.)

Gewiss wird man dieser Auffassung darin beipflichten müssen, dass in den ersten Entwicklungsstadien des Geistes jeder Eindruck irgendwie gefühlsbetont ist; ja es mag die Ansicht zu recht bestehen, dass das Seelenleben in seinen ersten Anfängen ganz in Gefühlen (bzw. Trieben) aufgehe. Aber infolge der häufig wiederholten Erregung und Anpassung an die erregenden Reize verliert doch vieles von diesem Gefühlsmässigen nicht nur seine ursprüngliche Intensität, sondern schwindet allmählich ganz oder verwandelt sich in objektive Bestandteile der Wahrnehmung und Vorstellung. Auch in dem entwickelten Geistesleben freilich lässt sich schwerlich ein völlig indifferenter Bewusstseinszustand nachweisen, sondern wird jeder irgendwie

gefühlsmässig charakterisiert sein. Aber es darf nicht übersehen werden, dass sich dieses Gefühlsmässige grossenteils doch auf blosse „Stimmungen“ reduziert, die — bald als seelische Resonanz des leiblichen Befindens, bald als allmähliches Ab- oder Nachklingen eines Affekts — sich den übrigen Bewusstseinsvorgängen chronisch anheften, sodass es dann wohl den Schein gewinnt, als ob sie aus diesen hervorgingen, während sie in Wirklichkeit doch aus anderen, der Beobachtung oft ganz unzugänglichen Quellen entspringen. Ziehen wir dies Stimmungshafte ab, so treffen wir im Bewusstsein neben den gefühlsbetonten zweifellos auch indifferente Vorgänge (des Wahrnehmens, Vorstellens etc.) an, die keinerlei spürbare Lust oder Unlust in uns erregen. Sogar die Akte der Wertung selbst sind, wie bereits angedeutet wurde und später noch weiter auszuführen sein wird, an sich nicht selten rein intellektueller Natur, nur dass sie dann freilich doch auf früher im Gefühl Erlebtes sich zurückbeziehen, also im Gefühle wurzeln, in dem allein — dabei bleibt es — der Geist ursprünglich Wert und Unwert innezuwerden vermag.

Die Auffassung, dass alles Interesse auf Gefühlen beruhe, findet in den Tatsachen des Seelenlebens die allseitigste Bestätigung.

Wir erinnern zunächst an die sinnlichen Interessen, die, in den ersten Lebensstadien alleinherrschend, auch in dem ausgebildeten Leben noch einen weiten Umfang einnehmen und vielfach das Wollen und Handeln bestimmen: Interesse an Speise und Trank, Bewegung und Ruhe, Schmerz und Wollust, Gesundheit und Kranksein u. dgl. Alle diese Interessen beruhen ganz und gar auf sinnlichen Gefühlen der Lust und Unlust, des Angenehmen und Unangenehmen. Täte der Hunger nicht weh und wäre der Genuss der Speise nicht angenehm, wäre das körperliche Wohlbefinden nicht mit Lustgefühlen, das Kranksein nicht mit Unlustempfindungen verbunden, kurz

machten sich alle jene sinnlichen Güter und Übel nicht in Gefühlen der Lust und Unlust als solche bemerkbar: sie würden uns vollkommen gleichgültig lassen, kein Interesse, keinerlei Wertschätzung im positiven wie im negativen Sinne in uns hervorzurufen imstande sein. Eben erst durch das Gefühl und in dem Gefühl werden sie für uns zu „Gütern“ und „Übeln“, die unser Interesse in Anspruch nehmen, uns anziehen oder abstossen, uns gefallen oder missfallen.

Oder man denke an das Interesse am Mammon, welches — leider, aber doch wirklich — in dem Leben der Menschheit eine so ungeheure Rolle spielt. Hier tritt die Beziehung zum Gefühlsleben zwar nicht so sichtbar an die Oberfläche, liegt aber doch in ganz derselben Weise wirklich vor. Der Grund, weshalb das Geld so sehr geschätzt wird, liegt doch wohl nur darin, dass vermittels desselben mancherlei Güter, Genüsse und Annehmlichkeiten des Lebens erworben und umgekehrt mancherlei Übel, Leiden und Unbequemlichkeiten vermieden werden können. Alle jene Güter und Übel aber, das bedarf keines weiteren Beweises, werden als das was sie sind wieder nur durch Gefühle der Lust und Unlust aufgefasst. Man denke sich diese Gefühle weg aus dem Leben der Seele, und jedes Interesse an jenen Gütern und Übeln, damit aber auch jedes Interesse am Gelde, wäre ausgeschlossen.

Aber auch die höheren Interessen des menschlichen Lebens — Interesse am Forschen und Erkennen, Interesse am Wohl und Wehe unsrer Mitwelt, alle ästhetischen, ethischen, religiösen Interessen — wurzeln gleichfalls ganz und gar in Gefühlen.

Jeder Akt klaren und wahren Erkennens, jedes Bewusstwerden eines geistigen Fortschritts, einer Bereicherung unserer Kenntnisse und Erkenntnisse ist mit einem Gefühle der Lust, wie umgekehrt jede Hemmung der Denktätigkeit, jedes Bewusstwerden mangelnder Kenntnis und Einsicht

mit einem Gefühl der Unlust verbunden. Mögen auch diese Gefühle manchmal zu zart anklingen, als dass sie sofort deutlich ins Bewusstsein treten, einer genaueren Selbstbeobachtung werden sie doch in keinem jener Fälle ganz verborgen bleiben. In diesen Gefühlen aber — man bezeichnet sie als „intellektuelle“, weil sie die Tätigkeiten des Intellekts begleiten — liegt oder auf ihnen beruht doch alles echte Interesse am Forschen und Erhennen. Alles „echte“ Interesse sagen wir und meinen damit das Interesse, welches aus der Sache selbst entspringt, welches sich am Erkennen um seiner selbst willen erfreut, ganz abgesehen von etwaigen Zwecken, denen es dient. Dass auch um dieser willen Erkenntnis und Wissen geschätzt wird, sei es dass der Gedanke an Vorteil und Ehre, sei es dass der Gedanke an den Nutzen für die Mitwelt, sei es dass andere Zweck-Rücksichten zu grunde liegen, das soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden; nur dass solche Neben-Interessen nicht mit dem „intellektuellen“ Interesse zu verwechseln und nicht wie dieses auf die intellektuellen, sondern auf andere Gefühle (sinnliche Gefühle, Ehrgefühl, sympathetisches Gefühl etc.) zurückzuführen sind.

Das Interesse am Wohl und Wehe unserer Mitmenschen beruht auf den sympathetischen Gefühlen des Mitleids und der Mitfreude. Das Ergehen und die Erlebnisse unserer Mitmenschen berühren uns nicht bloss in dem Sinne, dass wir sie theoretisch wahrnehmen oder vorstellen bzw. mit unserer Phantasie in die Situation der anderen uns hineinversetzen, sondern auch in unserem Gemüt, in unserem Gefühl klingt des anderen Leid und Freude mehr oder weniger lebhaft wieder und wird so zu unserem eigenen Leid und zu unserer eigenen Freude. Eben hierin beruht jenes sympathetische Interesse, welches — als der Schlüssel zum innersten Verständnis unserer Mitmenschen, als der kräftigste Magnet menschlichen Gemeinschaftslebens, als der wirksamste Hebel werktätiger Nächstenliebe — von so tiefgreifender Bedeutung ist.

Auch die ästhetischen, ethischen und religiösen Interessen sind ganz und gar durch die bezüglichen Gefühle bedingt. Wer die Schönheit der Musik niemals selbst empfunden hat oder überhaupt nicht zu empfinden imstande ist, der mag wohl darüber reden können und an ihre Vortrefflichkeit auf anderer Aussage hin glauben; aber das ist dann doch nur eine äusserlich angenommene Meinung, ein totes Fürwahrhalten, kein wirkliches Interesse. Dieses setzt, wie überall, so auch hier, das eigene Erleben oder, was dasselbe, eigenes Empfinden und Fühlen unbedingt voraus. Über sittliche und religiöse Dinge mag jemand noch so genau unterrichtet sein, er mag sie noch so oft haben preisen hören und auf guten Glauben selbst gepriesen haben: wenn er von dem Werte dieser höchsten Güter nie in seinem Gemüt ergriffen ist, wenn er niemals Wohlgefallen am Guten und Abscheu gegen das Böse selbst empfunden hat, wenn Gottes Grösse und Güte nie sein Herz bewegt, Gottes Herrlichkeit in der Natur, Gottes Geist aus der Schrift nie zu seinem Gefühl gesprochen hat, so kann von einem Interesse für diese Dinge bei ihm nicht die Rede sein. Äusserlich anlehren und anlernen lässt es sich nicht; es gilt auch hier des Dichters Wort: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen."

Freilich gibt es auch ein Interesse an diesen Dingen, welches nicht aus der Sache selbst entspringt, die ästhetischen, sittlichen und religiösen Güter nicht ihrer selbst wegen wertschätzt, sondern um eigennütziger Zwecke willen, denen sie dienen sollen; doch sind das dann eben Neben-Interessen, die von den hier in Rede stehenden wohl zu scheiden sind. Dass sich auch diese Nebeninteressen wieder auf bezügliche Gefühle zurückführen lassen, bedarf nach den bisherigen Ausführungen wohl keines weiteren Beweises mehr.

---

2. Das Gefühl als Ausdruck einer Förderung oder Störung des Seelenlebens.

Woraus erklärt sich nun Lust und Unlust des Gefühles selbst? Worin hat es seinen Grund, dass der Geist die Eindrücke nicht bloss objektiv wahrnimmt, sondern in Lust und Unlust des Gefühls auch subjektiv bewertet? Mit dem naheliegenden Hinweis auf eine Gefühls-Anlage wird die Frage doch nur halb beantwortet. Denn wenn es sich auch versteht, dass die Seele sich in Gefühlen überhaupt nicht zu äussern vermöchte, wenn ihre Natur hierfür nicht ursprünglich befähigt wäre, so bleibt doch weiter nachzuweisen, weshalb gerade dieser Eindruck mit einem Gefühle der Lust, jener mit einem Gefühle der Unlust beantwortet wird — hier noch gar nicht zu reden von all den sonstigen Verschiedenheiten des Gefühlslebens, die sich aus der allgemeinen Fähigkeit, etwas und etwie zu fühlen, natürlich nicht begreifen.

Eine erschöpfende Beantwortung der aufgeworfenen Frage ist unmöglich, weil ein grosser Teil des Gefühlslebens und seiner Bedingungen sich exakter Beobachtung entzieht. Vielleicht aber nähern wir uns doch einer richtigen Deutung, wenn wir von solchen Erfahrungstatsachen des Bewusstseins ausgehen, wo die Kausalverhältnisse des Gefühls sich der Beobachtung deutlich erkennbar darbieten. Dass wir z. B. eines Wachstums unseres Besitzstandes, einer Bereicherung unserer Erkenntnis, einer glücklich vollbrachten Arbeit, der geschehenen oder in Aussicht stehenden Wiedervereinigung mit einer geliebten Person u. ä. uns freuen, in Fällen entgegengesetzter Art aber Unlust fühlen: das findet für jedes unbefangene Nachdenken seine natürliche Erklärung doch wohl darin, dass wir auf Grund früherer Erfahrungen uns der — heilsamen oder schlimmen — Bedeutung bewusst sind, die

jene Geschehnisse für uns haben. Diese aber wird sich bei genauerer Zergliederung der Zusammenhänge allemal darauf zurückführen lassen, dass die Ereignisse, die uns Lust oder Unlust erregen, mit den Bedingungen und Zielen unserer äusseren oder inneren Lebensentwicklung entweder in einer wohltuenden Übereinstimmung oder in einem verletzenden Widerstreit stehen, entweder irgend eine Förderung oder irgend eine Störung unseres Daseins bedeuten.

Nicht von Anfang an aber stehen dem Gefühl derartige Erfahrungen zur Seite, und in vielen Fällen — man denke z. B. an die sinnlichen Gefühle — sind die Entstehungsbedingungen der Lust und Unlust der Beobachtung überhaupt nicht zugänglich oder doch keineswegs eindeutig in der Erfahrung gegeben. Sollen wir nun, der Erfahrung vorgreifend, auch in solchen Fällen auf irgend eine Förderung unseres Daseins die Lust, auf irgend eine Störung die Unlust des Gefühls zurückführen? Wir meinen: ja. Nur in dieser Beleuchtung erhebt sich das Gefühl über die — mit einem vernünftigen Weltsinn unvereinbare — Rolle eines zwecklosen Spiels des Zufalls und gewinnt es im Leben des einzelnen wie der Gesamtheit eine Bedeutung, die seine Existenz vernünftigerweise berechtigt erscheinen lässt. Denn indem es in Lust bejaht, was das eigene Leben oder das Leben der Gattung — materiell wie ideell — befördert, in Unlust das Entgegengesetzte verneint, wird es eben dadurch zu einem höchst bedeutsamen Antrieb, jenes aufzusuchen, dieses zu meiden, und somit zu einem wichtigen Hebel der Aufwärtsentwicklung und Vervollkommnung des einzelnen wie der Gattung. Erst mit solcher Deutung des Gefühls gewinnen wir dann auch das rechte Verständnis seines Zusammenhangs mit allen Vorgängen geistiger Wertung, deren Zurückführung auf das Gefühl ihren vollen Sinn und ihre wahre Berechtigung erst durch die Anerkennung empfängt, dass in Lust und Unlust sich

die förderliche oder nachteilige Bedeutung dessen ankündigt, was sie erregte.

Es ist natürlich nicht die Meinung, dass die fühlende Seele selbst sich dieser Bedeutung stets bewusst sei, in jeder Lust des Gefühls die Übereinstimmung, in jeder Unlust den Widerstreit der erregenden Eindrücke mit ihren Lebensbedingungen erkenne und anerkenne. In den ersten Entwicklungsstadien des Geistes ist selbstverständlich jede Reflexion dieser Art ausgeschlossen, tauchen die Gefühle auf und unter, ohne dem Bewusstsein von den Bedingungen ihres Entstehens irgend etwas zu verraten. Und auch der entwickelte Geist stellt keineswegs in jedem Falle eigenen Fühlens derartige Reflexionen an, selbst dann nicht immer, wenn es sich um Zusammenhänge handelt, die er auf Grund bereits gewonnener Erfahrungen richtig zu deuten vermöchte (S. 22). Die wissenschaftliche Spekulation aber, der es um allgemeingiltige Erkenntnisse zu tun ist, wird nicht umhin können, die Gefühle durchweg so zu deuten, wie wir es getan.

Der naheliegende Einwurf, dass doch bisweilen gerade das Heilsame mit Gefühlen der Unlust, das Schädliche mit Gefühlen der Lust verbunden sei, verliert seine Berechtigung, wenn der Einzelfall, wo sich's scheinbar oder wirklich so verhält, im Zusammenhange des ganzen Seelenlebens und im Lichte dieses Zusammenhanges gedeutet wird. Es liegt in der Natur der Sache, dass in dem jeweiligen Zustande der Lust oder Unlust, isoliert genommen, nicht immer sofort der ganze Wert oder Unwert dessen, was auf die Seele wirkt, zum vollen Ausdruck gelangen kann. Das, was mir in diesem Augenblicke Genuss und Freude bereitet, kann sich hernach als unheilvoll erweisen und umgekehrt. Die Bedeutung, welche ein Objekt für mich hat, erschöpft sich in der Regel eben nicht in seiner augenblicklichen Wirkung; sondern, wie es selbst verschiedene Eigenschaften besitzt, wirkt es auch auf mich

zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise und von verschiedenen Seiten bzw. so dass Nachwirkungen (organischer, seelischer Art) sich einstellen, die von der Anfangs-Wirkung sich wesentlich unterscheiden. Daraus folgt aber nicht, dass das Gefühl als subjektiver Ausdruck dieser Verschiedenheiten uns täuschte. Das sinnliche Gefühl täuscht uns durchaus nicht, wenn es die bittere Medizin verabscheut; denn gewiss offenbart sich in ihrem widerwärtigen Geschmack trotz ihrer heilsamen Nachwirkung irgend eine augenblickliche oder partielle Störung unseres organischen Lebens. Ebenso behält das geistige Gefühl recht, wenn es eine Strafe schmerzlich empfindet; denn trotz ihrer bessernden Folgen bedeutet diese zunächst doch eine wirkliche Störung der Stimmung wie des Selbstbewusstseins. Nur dass wir es hier eben mit sehr partiellen Eindrücken und dem entsprechend mit sehr partiellen Entscheidungen des Gefühls zu tun haben, die als solche starker Ergänzungen bedürfen, um dem gesamten Wert oder Unwert dessen, was sie hervorrief, gerecht zu werden. Wir haben unsere Theorie also dahin zu präzisieren, dass — unbeschadet der Wahrheit des Gefühls — der absolute Wert der Objekte sich nicht sofort in jeder einzelnen Regung der Lust oder Unlust adäquat offenbart, sondern erst nach und nach, indem die Dinge das Gefühl im Verlaufe der Zeit von verschiedenen Seiten ergreifen und aus den mancherlei Einzelerlebnissen des Gefühls dann erst mit Hilfe der Erfahrung der rechte Durchschnitt gezogen wird.[1]) Es erhellt hieraus zugleich, dass eine

[1]) Dies gilt auch insofern, als die einzelnen Gefühlszustände dem bekannten „Beziehungsgesetze" zufolge in ihrer Intensität und Wirkung durch die jeweilige Gemütslage und die ihnen im Bewusstsein vorhergehenden Zustände beeinflusst werden (man denke beispielsweise an die Kontrastwirkungen), woraus sich natürlich Schwankungen der Wertung ergeben, die erst auf Grund vielfacher Erfahrungen sich allmählich zu der rechten Stabilität ausgleichen können.

richtige Bewertung der Dinge, wenn sie auch in ihren Ursprüngen stets auf das Gefühl zurückgeht (S. 12 ff.), doch der Beihilfe der Intelligenz als vergleichenden, Resultate ziehenden und somit Erfahrung ermöglichenden Faktors nicht entraten kann, und dass es daher verkehrt ist, die Wertschätzung (das Interesse), wie manche wollen, ausschliesslich zur Sache des Gefühls zu machen (s. unten).

Die gegebene Deutung der Gefühle kann als eine teleologische bezeichnet werden, sofern sie das Gefühl in der Lebensentwicklung des einzelnen wie der Gattung als einen zweckmässigen, das Steigen des Lebens begünstigenden Faktor erscheinen lässt (S. 23). Ob dieser Charakter des Zweckmässigen als ein ursprünglicher Wesenszug des Gefühls anzusehen sei, oder ob er sich im Laufe der Entwicklungsgeschichte erst herausgebildet habe, darüber Entscheidung zu treffen, gehört nicht zu den Aufgaben dieser Schrift. Hier sollte dieser Charakter nur konstatiert werden, um den Zusammenhang des Gefühls mit dem Wertbewusstsein in ein helleres Licht zu rücken (S. 23) und zugleich um für die Wahrscheinlichkeit unserer Deutung eine Verstärkung von seiten der Biologie zu gewinnen, die, je tiefer sie in die Geheimnisse des Organischen eindringt, um so rückhaltloser die immanente Zweckmässigkeit[1]) seiner Lebens-Einrichtungen und -Äusserungen, sowie die Unwahrscheinlichkeit einer dauernden Existenzfähigkeit des Zweck- und Nutzlosen in der Entwicklung der Lebewelt anerkennt.

Die Auffassung, dass das fühlende Subjekt in Lust und Unlust irgend welche Förderung und Störung seines leiblichen oder geistigen Daseins erfahre, hat ihrer inneren

---

[1]) „Die Zweckmässigkeit der lebenden Wesen tritt uns in hundert Verkleidungen immer wieder wie ein ewiges Gesetz entgegen, unbegriffen, scheinbar die Planlosigkeit alles sonstigen Naturgeschehens durchbrechend, als die wahre Crux aller künftigen Naturforschung". Prof. Francé, Sinnesleben d. Pflanzen, S. 82.

Wahrscheinlichkeit wegen von jeher ihre Vertreter gehabt, so schon Plato (τὸ πληροῦςθαι τῶν φύςει προςηκόντων ἡδύ ἐςτι; Rep. IX) und Aristoteles (die Lust ist ἐνέργεια τῆς κατὰ φύςιν ἕξεως; Eth. Nic. VII). Nach Kant kommt im Gefühl eine „Beförderung oder Hemmung der Lebenskräfte" zum Ausdruck. „Vergnügen ist das Gefühl der Beförderung, Schmerz das eines Hindernisses des Lebens" (Anthr. II, § 58). Unter den Vertretern der modernen Psychologie hat besonders Lotze dieser Auffassung das Wort geredet und sie in fruchtbarster Weise ausgebaut. „Das Gefühl ist als das Mass der (partiellen und momentanen) Übereinstimmung zwischen der Wirkung eines Reizes und den Bedingungen der Lebenstätigkeit zu fassen." (Medic. Psychol. S. 239.) „War es eine ursprüngliche Eigentümlichkeit des Geistes, Veränderungen nicht nur zu erfahren, sondern sie vorstellend wahrzunehmen, so ist es ein ebenso ursprünglicher Zug desselben, sie nicht nur vorzustellen, sondern in Lust und Unlust auch des Wertes innezuwerden, den sie für ihn haben, indem sie bald in dem Sinne seiner eigenen Natur ihn anregen, bald ihm Formen und Verknüpfungen der Zustände zumuten, die dem natürlichen Ablauf seiner Tätigkeit zuwider sind. Denn darauf wird doch zuletzt alle Lust beruhen, dass dem Geiste, dessen Bestimmung nicht die Ruhe, sondern die Entwicklung ist, Erregungen zugeführt werden, die, mit der Richtung, den Bedingungen oder der Form seiner lebendigen Entfaltung übereinstimmend, ihm nicht nur die Sicherheit des Unangefochtenseins, sondern eine Förderung seines eigenen Tuns verschaffen. Und ebenso wie die Seele als veränderliches und tätiges Wesen im Gefühl der Lust sich dieser Übung ihrer Kräfte als einer Steigerung in dem Werte ihres Daseins bewusst wird, ebenso besitzt sie die Fähigkeit, die Störungen, die von ihrem eigenen Wege sie ablenken müssen, weder bloss zu leiden noch an ihnen zugrundezugehen, sondern sie im Gefühle der Unlust als das, was sie sind, als Störungen

ihres beständigen Sinnes, zu empfinden und von der natürlichen Entwicklung ihres Wesens abzutrennen.“ „Nie wird es dem natürlichen Bewusstsein zweifelhaft sein, dass in irgend einer unbekannten Förderung, die unser Leben erfahren hat, die Lust, in irgend einer Störung die Unlust wurzele.“ (Mikrok. I, 2. Buch, 5. Kapitel.)

Ähnlichen Deutungen begegnen wir bei Horwicz („das Gefühl ist der direkte Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes der Seele, welche das mit den Bedingungen des Wohlbefindens Harmonische angenehm, das ihnen Widersprechende unangenehm fühlt“; Psychol. Analysen, Bd. I, 169); Höffding („Lust ist das Symptom gesteigerten Lebens, Unlust das Symptom des Rückgangs oder ein Vorbote des Todes“; Psychol. i. Umr., 3. Aufl., S. 371); Jodl (das Gefühl ist „eine psychische Erregung, in welcher der Wert einer im Zustande des lebenden Organismus oder im Zustande des Bewusstseins eingetretenen Änderung für das Wohl oder Wehe des Subjekts unmittelbar als Lust oder Schmerz wahrgenommen wird“; Lehrb. d. Psychol. S. 374); Lipps (das Gefühl ist „der unmittelbare Bewusstseinsreflex der Weise, wie ein seelischer Vorgang in das Ganze der Seele sich einfügt“; „das Gefühl der Lust ist die Art wie die Einstimmigkeit eines psychischen Vorganges mit dem, was er in der Seele vorfindet, sich dem Bewusstsein unmittelbar kundgibt“; Grundtats. d. Seelenlebens, 1883, S. 60 ff.); Ziegler („das Gefühl zeigt mir den Wert an, den ein Reiz für mich hat“; das Gefühl, 3. Aufl., S. 99); Bergemann (die Gefühle sind „die psychischen Signale, an denen wir den Hoch- und Tiefstand unseres Lebensenergismus zu erkennen vermögen“; Lehrb. d. päd. Psych., S. 386) u. m. a.

Der Begriff der „Förderung“ und „Hemmung“, die in Lust und Unlust des Gefühls sich kundgibt, wird von den Psychologen, die sich zu dieser Theorie bekennen, freilich nicht immer in der nötigen Weite gefasst. Besonders gilt dies von den einseitig physiologischen Deu-

tungen des Gefühls, die mit Ausschaltung jeder geistigen Ursache alle Lust und Unlust auf Veränderungen des organischen (leiblichen) Lebens zurückführen: Gleichgewichtsschwankungen in dem nervösen Kraft-Verbrauch und Kraft-Ersatz (Horwicz) u. dgl. Solche Erklärungen mögen für die sinnlichen Gefühle ausreichen, erweisen sich aber für die höheren (intellektuellen, ästhetischen, sittlichen etc.) Gefühle als ganz unzulänglich. Soweit sie mit der materialistischen Voraussetzung zusammenhängen, dass das Psychische als blosser Reflex des Materiellen jeder Selbständigkeit und Kausalität entbehre, werden wir uns mit ihnen später noch auseinanderzusetzen haben. Hier möge es genügen, an die Erfahrungstatsachen des Bewusstseins zu appellieren, die in zahllosen Beispielen die geistige Bedingtheit der höheren Gefühle ganz unmittelbar erkennen lassen. Die Freude am Forschen und Erkennen, das Wohlgefallen an einer edlen Tat oder Gesinnung, das Entzücken, mit dem ein schönes Gedicht uns erfüllt, das Gefühl der Erheiterung über einen komischen Vorfall oder Gedanken, der Schmerz über den Verlust eines lieben Menschen, die Reue über einen begangenen Fehltritt, das Gefühl der Andacht und viele ähnliche Gefühle werden — wenn auch sinnliche Erregungen nebenher laufen oder mit hineinspielen — in der Hauptsache zweifellos doch durch geistige Ursachen (Vorstellungen, Erinnerungen, Erkenntnisse etc.) hervorgerufen. Die Gewissheit, mit der sich diese geistigen Zusammenhänge jeder unbefangenen Selbstbeobachtung unmittelbar aufdrängen, für eine Täuschung zu erklären und materielle Ursachen hypothetisch an die Stelle zu setzen, wäre nur dann berechtigt, wenn zwingende Gründe vorlägen, jede Selbständigkeit und Kausalität des Geistigen zu leugnen. Dies ist so wenig der Fall, dass für ein tiefergehendes Forschen und Denken vielmehr umgekehrt die Selbständigkeit des Materiellen immer fraglicher wird.

Die Ursachen des Gefühls ausserhalb des Psychischen selbst zu suchen, haben wir insonderheit in allen den Fällen keine Veranlassung, wo jenes sich an die ausdrückliche Erkenntnis der Bedeutung anknüpft, die ein Ereignis für uns besitzt. Ist das fühlende Subjekt überhaupt befähigt, das, was ihm widerfährt, sinngemäss in die Sprache der Lust und Unlust zu übersetzen, und reicht diese Fähigkeit sogar in das dunkle, eigener Beobachtung ganz unzugängliche Gebiet organischer (nervöser) Prozesse: wie sollte das Gefühl schweigen, wenn im lichten Bewusstsein der Gedanken auf Grund zuverlässiger Lebenserfahrungen Wohl und Wehe zweifellos sich ankündigt! Wenn also z. B. eine drohende Gefahr uns mit Angst, der Gedanke an ein nahes Glück mit Freude erfüllt, ein Reicher über seinen Bankerott in Verzweiflung gerät, eine Mutter den Verlust ihres geliebten Kindes betrauert, der Patriot einen Sieg seines Volkes bejubelt, der Künstler eines wohlgelungenen Werkes sich freut etc., so ist hier und in tausend ähnlichen Fällen mit der Erkenntnis dessen, was die Ereignisse für das fühlende Subjekt im Sinne des Guten oder Schlimmen bedeuten, eine völlig zureichende Ursache des Gefühls innerhalb des Psychischen selbst gegeben, und kann es nur noch materialistischer Voreingenommenheit einfallen, diesen empirisch wie logisch durchaus befriedigenden Kausalzusammenhang durch physiologische Erklärungen ersetzen zu wollen.[1])

Nicht immer freilich liegt so klar wie in den angezogenen Beispielen zu Tage, was der Eindruck, der

---

[1]) Den Seelenkummer einer Mutter über den Tod ihres Kindes erklärt C. Lange („über Gemütsbewegungen", übers. von Karella) aus der Müdigkeit und Schlaffheit ihrer Muskeln, der Kälte ihrer blutleeren Haut, dem Kraftmangel ihres Gehirns etc. Damit werden die Tatsachen der Erfahrung geradezu auf den Kopf gestellt, die Ursache zur Wirkung und die Wirkung zur Ursache gemacht.

das (geistige) Gefühl hervorruft, für das Ich bedeutet. Mancherlei intellektuelle, ästhetische, sittliche etc. Gefühle tauchen in uns auf, ohne dass wir sofort uns Rechenschaft darüber zu geben vermöchten, worauf nun eigentlich das Wohl- oder Wehetuende, das dem Geiste Angemessene oder Unangemessene der Eindrücke beruhe. Aber in vielen derartigen Fällen können wir durch gründliche Besinnung und aufmerksame Zergliederung der seelischen Vorgänge diese Erkenntnis doch nachträglich gewinnen. Für die intellektuelle Lust und Unlust z. B., die eine geistige Arbeit uns bereitet, finden wir den zureichenden Grund dann etwa in dem jeweiligen Gelingen oder Nichtgelingen unserer Denkoperationen und dem daraus natürlich folgenden — wenn auch noch so dunklen — Innewerden eigenen geistigen Könnens oder Nichtkönnens, Gefördert- oder Gehemmtwerdens. Oder es gelingt uns, ästhetische und sittliche Gefühlsregungen dahin zu deuten, dass die erregenden Eindrücke mit irgendwelchen — gleichviel wie entstandenen, aber doch zu einem Bestandteil unserer geistigen Natur gewordenen — Gewohnheiten der Auffassung oder des Handelns, Ideen, Zweckgedanken, Form- und Normbegriffen, an denen wir unwillkürlich alles Neue messen, übereinstimmen oder nicht übereinstimmen, und dass nun wiederum diese Angemessenheit oder Unangemessenheit als wohltuend oder störend in Lust und Unlust empfunden wird. Dass neben diesen geistigen Faktoren oft auch physiologische Vorgänge mitbestimmend wirken und demnach sinnliche Erregungen, Körpergefühle, Bewegungsgefühle etc. den geistigen Gefühlen sich beimischen — in weitem Umfange jedenfalls bei den ästhetischen Gefühlen[1]) —, soll nicht in Abrede gestellt werden;

---

[1]) Das Wohlgefallen an harmonischen Tonverhältnissen z. B. beruht zum Teil jedenfalls auf physiologischen Vorgängen in dem Gehörs- und Gehörnerven-Apparat, das Wohlgefallen an gewissen

nur dass sie allein zur Erklärung der geistigen Lust- und Unlustgefühle keineswegs als ausreichend anerkannt werden können.

Die Theorie der Förderung und Hemmung wird in gewissem Sinne auch von Herbart und seinen Schülern, dgl. von manchen Anhängern der voluntaristischen Psychologie vertreten; nur dass auch sie die Förderung und Hemmung, auf der die Lust und Unlust des Gefühls beruht, zu eng fassen: dort als Hemmung und Förderung der (verselbständigten) Vorstellungskräfte, hier als solche des Willens. Gewiss lässt sich Lust und Unlust in vielen Fällen auf das Gelingen oder Nichtgelingen eigener Kraftbetätigung, sei es des Willens, sei es intellektueller Kräfte, sei es anderer Kräfte, zurückführen, aber durchaus nicht immer. Der Seelenschmerz z. B., der etwa bei der Nachricht von dem Abscheiden eines geliebten Menschen uns ergreift, hat mit der Betätigung oder Nichtbetätigung irgend welcher Kräfte doch wohl gar nichts zu tun. Hier und in zahlreichen ähnlichen Fällen erklärt sich das Gefühl, wenn auch andere Faktoren mitbestimmend sein mögen, in erster Linie doch zweifellos aus der Erkenntnis dessen, was das betr. Ereignis für uns bedeutet. Das Gefühl hat eben die viel umfassendere Bestimmung, dass es — natürlich innerhalb der Grenzen seiner Empfänglichkeit — alles, was für unser Innenleben im Guten wie im Schlimmen bedeutungsvoll ist bzw. als bedeutungsvoll erkannt wird, in die Sprache der Lust und Unlust übersetzt. Dazu gehört auch das Gelingen oder Nichtgelingen eigener Kraftbetätigung, aber nur als ein Spezialfall neben vielen anderen.

Raumformen vielleicht auf der Leichtigkeit und Gefälligkeit der zugehörigen Augenbewegungen u. s. w.

3. Das Interesse als Wertvorstellung und Werturteil.

Die S. 12 ff. entwickelte Ansicht, dass „alles Interesse auf dem Gefühl beruhe“, bedarf noch einer näheren Präzisierung. Geht das Interesse (die Wertschätzung) ganz im Gefühle auf? Ist alles Interesse = Gefühl?

Namhafte Psychologen vertreten diese Ansicht.[1]) Dass in vielen, vielleicht in den meisten Fällen Gefühl und Wertschätzung sich decken, darf zugegeben werden. Besonders in den ersten Entwicklungsstadien des Seelenlebens, wo Erinnerung und Urteil noch wenig oder gar nicht ausgebildet sind, wird aller Wert und Unwert ganz unmittelbar durch das Gefühl aufgefasst und liegen dementsprechend auch alle Antriebe zum Begehren und Handeln ganz im Gefühle selbst. Auch in dem ausgebildeten Geistesleben entscheidet über Wert und Unwert sehr oft noch ganz unmittelbar und ganz ausschliesslich das Gefühl. Das sinnliche Interesse, mit welchem ein guter Appetit wohlschmeckende Speisen und Getränke geniesst, das intellektuelle, ästhetische, ethische, sympathetische, religiöse Interesse, mit welchem der für solche Dinge empfängliche Geist eine interessante Rede anhört, die Schönheit der Natur oder eines fesselnden Kunstwerkes geniesst, sich für eine edle Tat begeistert, an dem Schicksal eines Mitmenschen teilnimmt, einem erbaulichen Gottesdienste folgt[2]): alle diese und viele andere Äusserungen des Interesses gehen ganz

---

[1]) So auch Lotze, dem wir sonst gerne folgen, in diesem Punkte aber nicht zustimmen können. Neuerdings hat besonders Ziegler diese Auffassung vertreten. „Interesse wird erregt durch Gefühl oder ist vielmehr selbst Gefühl.“ „Im Interesse besteht der Gefühlswert, mit dem sich alles unserem Bewusstsein aufdrängt.“ („Das Gefühl“, 3. Aufl., S. 47, 118.)

[2]) Es wird nach den früher hierüber gegebenen Auseinandersetzungen kaum noch des besonderen Hinweises darauf bedürfen,

in den bezüglichen — sinnlichen oder geistigen — Gefühlen auf; in allen diesen Fällen ist das Interesse nichts weiter als Gefühl.

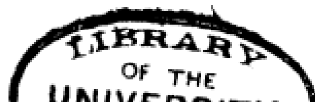
Aber es verhält sich nicht immer so. Mit fortschreitender Geistesentwicklung wächst das Wertbewusstsein aus dem Gefühlsleben auch hinüber und hinein in das Gebiet des Intellektuellen und nimmt hier Formen an, die trotz des innigen Zusammenhangs mit dem Mutterschoss des Gefühls selbst doch nicht mehr Gefühle sind. Wie die objektiven Eindrücke der Wahrnehmung — gross und klein, schwarz und weiss, laut und leise etc. — nachdem sie sich öfter wiederholt haben, nachträglich vorstellend wiedervergegenwärtigt werden können, ohne dass die betr. Eindrücke von neuem durch die Sinne aufgenommen werden, ebenso bleiben auch von den mancherlei Regungen des Gefühls mehr oder weniger bestimmte Spuren in unserem Geiste zurück, die es ihm ermöglichen, sich des Gefühlten zu erinnern, ohne dass die Gefühle selbst wiederkehren. Gesetzt, wir erfahren von einer bevorstehenden Musikaufführung, und es regt sich nun in uns das „Interesse für Musik", vielleicht mit dem Erfolge, dass wir beschliessen, der Aufführung beizuwohnen: so ist das Interesse hier offenbar nicht gleichbedeutend mit jenen ästhetischen (musikalischen) Gefühlen, die durch das wirkliche Anhören der Musik erregt werden, sondern es handelt sich hier um ein Wertbewusstsein, welches sich früherer musikalischer Genüsse nur erinnert und nun Gleiches erwartet, insofern zwar mit den bezüglichen Gefühlen in notwendigem Zusammenhange steht, aber nicht in diesen Gefühlen selbst besteht. Wir wollen diese Art der Wertschätzung als „Wertvorstellung" bezeichnen.

---

dass in diesen und ähnlichen Fällen die der Sache sich hingebende „Aufmerksamkeit" nicht als zum Wesen des Interesses selbst gehörig, sondern bereits als Folgeerscheinung desselben aufzufassen ist.

Der Einwurf, es stehe doch nichts im Wege anzunehmen, dass das Gefühl in solchen Fällen, wenn auch nur leise, doch wirklich wieder anklinge, also nicht bloss vorstellend erinnert werde, ist allerdings schwer zu widerlegen, da hier die Entscheidung ganz von der Selbstbeobachtung abhängt, welche individuell verschieden und bei solch zarten Regungen des Seelenlebens unzuverlässig ist. Dass es in manchen Fällen so sein mag, soll nicht geleugnet werden, aber dass es generell sich so verhalte und verhalten müsse, glauben wir an der Hand der Erfahrung bestreiten zu sollen. Der Grund, weshalb man das Interesse unter allen Umständen mit dem Gefühl identifizieren zu sollen meint, liegt, wenn wir nicht irren, in der Befürchtung, dass durch das gegenteilige Zugeständnis die Motivationskraft, die mit dem Gefühle kein anderer psychischer Vorgang teile, in das Gebiet des Intellekts hinübergespielt werde. Diese Befürchtung ist aber grundlos, da die Erinnerung des Gefühlten, wenn auch selbst nicht mehr Gefühl, doch ganz im Gefühle wurzelt und insofern auch seine Motivationskraft aus dem Gefühle schöpft, in dem allein sich ursprünglich aller Wert und Unwert erschliesst (S. 12 ff.).

Seinen Abschluss erreicht die Entwicklung des menschlichen Wertbewusstseins in dem „Werturteil." Ebenso wie unsere Auffassung der Aussenwelt von Sinneseindrücken zu Vorstellungen und von diesen zu einer eigentlichen „Erkenntnis" in Begriff und Urteil fortschreitet, so klären sich auch die subjektiven Werteindrücke des Gefühls nach und nach zu einer wirklichen „Werterkenntnis" ab, zu bestimmten „Werturteilen", in denen der Geist das Mannigfaltige der einzelnen Werteindrücke denkend (abstrahierend, resumierend) zusammenfasst und in feststehende intellektuelle Formen und Normen bringt. Es liegt auf der Hand, dass in den einzelnen Gefühlseindrücken der wirkliche Wert dessen, was sie hervorrief, nicht allemal



unzweideutig und vollständig zum Ausdruck gelangen kann. Dasselbe, was uns in diesem Augenblicke wohltut, kann sich hernach, in seinen Folgen, oder wenn es von einer anderen Seite auf uns wirkt, als störend und verderblich erweisen (S. 24 f.). Zudem ist in der Wertschätzung des Gefühls vieles subjektiv verschieden je nach Lebensalter, Bildungsstandpunkt, Umgebung, Gemütslage etc. Zu einer richtigen Wertschätzung der Lebensgüter gelangen wir daher nur durch eine längere Lebens-Erfahrung und durch eine angemessene Bildung, welche es dem Geiste ermöglicht, die Dinge von den verschiedensten Seiten auf sich einwirken zu lassen, aus den mancherlei Einzeleindrücken des Gefühls bzw. aus den Werterinnerungen das rechte Resultat zu ziehen und dieses, wie gesagt, in bestimmten Werturteilen niederzulegen, in denen sich das Individuelle und Einseitige der einzelnen Gefühlseindrücke zu grösserer Bestimmtheit, Reinheit und Objektivität abklärt.[1]) Ginge das Interesse ganz in Gefühlen auf, und wäre dementsprechend unser Streben und Wollen nur von momentanen Gefühlsregungen abhängig, so würde, da diese Regungen — bei aller Kraft und Wärme — doch unstet und schwankend sind, unser Handeln niemals zu jener Konsequenz sich erheben können, die wir als das Wesentliche des „Charakters" nicht nur fordern, sondern in vielen Fällen menschlichen Handelns auch wirklich beobachten. Erst dadurch, dass aus dem Gewoge der Gefühle die Wertschätzung zu konstanten Werturteilen sich auswächst, welche letzteren dann wieder mit psychologischer Notwendigkeit zu ganz bestimmten „Grundsätzen" des Handelns führen, wird jene Stetigkeit des Charakters ermöglicht. Kinder, Wilde und sogen. „Gefühlsmenschen",

---

[1]) Damit widerlegt sich die Behauptung Zieglers (a. a. O. S. 52), dass „das Interesse das Wahrnehmen und Denken fälsche". Sie würde in dieser allgemeinen Fassung nur dann zu recht bestehen, wenn das Interesse, wie er meint, ganz im Gefühl aufginge.

bei denen die Gefühlsseite abnorm überwiegt, bringen es eben deshalb zu jener Stetigkeit nicht, weil sie in all ihren Begehrungen und Entschliessungen zu sehr von der augenblicklichen Gewalt des Gefühls abhängig sind.

Mit diesen Behauptungen soll das oben bereits gemachte Zugeständnis nicht rückgängig gemacht werden, dass auch in dem ausgebildeten Leben des durch Erfahrung gereiften Menschen die Wertschätzung oft genug noch als wirkliches Gefühl sich äussere und als solches den Willen bestimme. In vielen Fällen, namentlich da, wo es im Kampf mit feindlichen Gewalten zu kraftvollen Entschliessungen starker Impulse bedarf, erweist sich das unmittelbare Eingreifen des Gefühls sogar als eine sittliche Notwendigkeit, sei es dass eine tiefe Regung des Mitgefühls, sei es dass eine starke Wallung patriotischer Begeisterung, sei es dass sonst ein starkes Gefühl zu grossen, selbstverleugnenden Taten die Kraft verleihen muss. — Liegt hierin das Zugeständnis, dass die Werturteile (und Wertvorstellungen) an Wärme und Kraft der Motivation den Gefühlen nachstehen, so bleibt darum doch der bestimmende Einfluss, den sie auf unser Wollen ausüben, erfahrungsgemäss noch immer beträchtlich genug. Freilich — das möge zum Schluss noch einmal nachdrücklich betont werden — üben sie diesen Einfluss nur deshalb, weil und insoweit als sie wirklich aus dem lebendigen Grunde des Gefühls herausgewachsen sind. Es kann sein, dass jemand über den Wert ästhetischer, ethischer, religiöser und sonstiger Angelegenheiten sprachlich und logisch richtig urteilt, ohne selbst innerlich davon überzeugt zu sein, d. h. ohne selbst den Wert dieser Güter im Gefühl wirklich erlebt zu haben, sei es dass er auf guten Glauben hin bloss nachspricht, was er von anderen darüber gehört, sei es dass er aus eigennützigen Motiven ein Interesse für diese Dinge heuchelt. Das ist jedoch eine Art zu urteilen, die als „Werturteil“ in dem hier allein zulässigen Sinne

des Worts nicht anerkannt werden kann und die, weil ihr die Kraft und Wahrheit eigener Erfahrung und Überzeugung mangelt, aus sich selber keinen motivierenden Einfluss auf den Willen zu äussern vermag. „Aus sich selber“ sagen wir absichtlich, um damit anzudeuten, dass da, wo dies dennoch der Fall zu sein scheint, die Motive in Wahrheit aus Neben-Interessen (mittelbaren Interessen S. 11 f.) entspringen.

Wir können das Ergebnis des ganzen Abschnitts kurz in folgenden Sätzen resumieren: Alles Interesse (alle Wertschätzung) beruht auf dem Gefühl. Wert oder Unwert dessen, was auf die Seele und in der Seele wirkt, kann ursprünglich immer nur durch das Gefühl erlebt werden. Das Interesse ist entweder selbst Gefühl oder wächst doch aus diesem heraus. Im letzteren Fall ist es entweder „Wertvorstellung“: die bloss vorstellende Erinnerung bzw. Wiedererwartung des früher Gefühlten, oder eigentliches „Werturteil“, welches auf Grund der Wertgefühle und Wertvorstellungen durch das Denken erzeugt wird. Wertvorstellung und Werturteil haben motivierende Kraft für unser Wollen nur deshalb, weil sie aus dem Gefühl entstammen, welches als das eigentliche Wertempfindungsorgan im letzten Grunde die causa movens alles Strebens und Wollens ist.

IV. Die Bedeutung des Interesses für das übrige Geistesleben und für das Handeln.

1. Die psychische Kausalität im allgemeinen.

Von einer Bedeutung des Interesses für das übrige Geistesleben, von einem Einfluss, den es ausübt auf die Gestaltung und Bewegung der Gedanken, auf die Vorgänge des Aufmerkens, der Assoziation und Reproduktion, des Denkens, Wollens und Handelns, kann natürlich nur unter der Voraussetzung die Rede sein, dass überhaupt mit einer „psychischen Kausalität" gerechnet werden darf. Diese Voraussetzung wird aber keineswegs allgemein zugestanden, sei es dass man dem Psychischen jede Fähigkeit ursächlich zu wirken überhaupt abspricht, sei es dass man diese Fähigkeit nur innerhalb des Psychischen selbst gelten lässt, dagegen ein Hineinwirken des Psychischen in das Körperliche (im Handeln) für unmöglich erklärt. Wir werden daher, ehe wir die Einflusssphäre des Interesses nachweisen, das angefochtene Prinzip der psychischen Kausalität in Kürze wenigstens zu rechtfertigen haben.

Unvereinbar ist jedwede Art psychischer Kausalität zunächst mit dem Standpunkte des Materialismus. Indem er als wirklich und wirkend allein die Materie anerkennt und das Psychische entweder unter das Materielle subsummiert (als Bewegungsvorgang) oder als wesenlosen Nebeneffekt materieller Vorgänge auffasst, muss er natürlich jede geistige Kausalität leugnen bzw. für Täuschung erklären. Einer näheren Auseinandersetzung mit diesem wissenschaftlich endgiltig überwundenen Standpunkte bedarf es nicht.

Ernster zu nehmen ist der psychophysische Parallelismus, der — je nach den verschiedenen Formen, die er angenommen hat — entweder ebenso uneingeschränkt wie der Materialismus jede Kausalität des Psychischen

leugnet, oder doch dessen kausales Hineinwirken in das Körperliche bestreitet.

Der Parallelismus ist auf dem Boden der Philosophie Spinozas gewachsen, von Th. Fechner in die Psychologie eingeführt und wird zur Zeit von Wundt, Paulsen, Ebbinghaus, Ziehen, Münsterberg, Höffding, Bain, Spencer, Heymanns, König u. m. a. vertreten.[1]) Er leugnet jede „Wechselwirkung“ zwischen Seele und Leib und betrachtet das Verhältnis zwischen den psychischen und den zugehörigen körperlichen Vorgängen als das einer blossen „Koordination“, eines „Parallelgehens“ ohne irgendwelches kausale Eingreifen des einen in das andere.

Die hauptsächlichsten Gründe, auf die sich der Parallelismus stützt und mit denen er die „Wechselwirkung“ bekämpft, sind: 1. die völlige Unvergleichbarkeit des Physischen und Psychischen, die jeden gemeinsamen Massstab vermissen, also eine kausale Wechselbeziehung undenkbar erscheinen lasse; 2. das Gesetz von der Erhaltung (Konstanz) der Energie, dem es widerstreiten würde, wenn durch ein Hineinwirken des Psychischen in das Physische Energie neu erzeugt, wie umgekehrt durch ein Hineinwirken des Physischen in das Psychische Energie verloren gehen würde; 3. das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität, wonach jede physische Wirkung ausschliesslich durch physische Ursachen bestimmt sein, jede physische Ursache sich in ihren physischen Wirkungen erschöpfen soll, so dass in diesem geschlossenen Zusammenhange weder für ein Hineinwirken des Psychischen noch für ein Hinauswirken auf das Psychische eine Möglichkeit sich bietet.

Unter den verschiedenen Formen, in denen der Pa-

[1]) Gegner des Parallelismus sind: Lotze, E. v. Hartmann, Sigwart, Stumpf, Busse, Höfler, Rehmke, Erhard, Wentscher u. m. a.

Zu näherer Orientierung empfehlen wir u. a. Busse, „Geist und Körper, Seele und Leib“ (Leipzig 1903) und E. v. Hartmann „die moderne Psychologie“ (Leipzig 1901), besonders S. 317—422.

rallelismus sich ausgebildet hat, kommen hier besonders in Frage: 1. die Identitätslehre (nach Spinoza). Danach sind Physisches und Psychisches nur zwei verschiedene Seiten einunddesselben (unbekannten) Wesens und Geschehens; das Physische ist das Aussensein, das Psychische das Innensein des unbekannten Realen (etwa zu denken unter dem Gleichnis einer Kreislinie, die je nach dem Standpunkt des Beobachters bald konvex, bald konkav erscheint). So sind insonderheit auch in dem beseelten Organismus Leib und Seele, leibliches und geistiges Geschehen nur zwei Seiten einunddesselben Wesens und Geschehens. Dieses erscheint innerlich angesehen (für die Selbstauffassung des Organismus) in der Form des Geistigen, äusserlich angesehen (für die äussere Wahrnehmung) in der Form des Materiellen. 2. Der materialistische Parallelismus. Nach ihm ist nur das Physische (Körperliche) wirklich und wirksam; das Psychische ist zwar weder Produkt des Materiellen, noch selbst etwas Materielles — wie der eigentliche Materialismus meint —, sondern eine von dem Materiellen verschiedene (unerklärliche) Begleiterscheinung desselben, aber so wenig wesenhaft und wirksam wie die Schatten und Spiegelbilder, „an sich eigentlich gar nichts". 3. Der idealistische Parallelismus fasst umgekehrt das Psychische als das allein Wesenhafte und Wirkende auf, das Materielle nur als dessen nebenlaufende Erscheinung im Bewusstsein.

Aus diesen verschiedenen Auffassungen des Parallelismus ergibt sich nun auch eine verschiedene Stellung zum Prinzip der psychischen Kausalität.

Völligen Kehraus macht mit ihr der materialistische Parallelismus, in dieser Beziehung ganz mit dem eigentlichen „Materialismus" übereinstimmend. Er leugnet also nicht bloss ein ursächliches Einwirken des Psychischen auf das Körperliche, sondern auch jedes Ursachverhältnis innerhalb des Psychischen selbst (intrapsychische Kausalität.) Alles Geistige bis hinauf zu den

höchsten Leistungen der Intelligenz und den edelsten Regungen des Herzens ist nach ihm nur ein beiläufiger Reflex, eine schattenhafte Begleiterscheinung körperlicher Vorgänge; alles, was wie psychische Kausalität aussieht — Freude am Erkennen, Wohlgefallen am Guten und Schönen, Reue über einen Fehltritt, Einfluss des Interesses auf den Vorstellungsverlauf, das Behalten, das Aufmerken, das Streben und Wollen etc. — nur Schein und Täuschung, wofür als das wirklich Seiende und Wirkende der Körperautomat mit seinen mechanischen Arbeitsleistungen (des Gehirns) an die Stelle zu setzen ist. Auf den naheliegenden Einwurf, dass in Fällen der angezogenen Art das psychische Ursachverhältnis im Bewusstsein doch mit zwingender unmittelbarer Gewissheit gegeben sei, erwidert der m. P., dass dies Zeugnis des Bewusstseins als psychische Tatsache allerdings nicht zu leugnen sei, als wissenschaftlicher Wahrheitsbeweis aber doch nicht gelten könne, da seine Unzuverlässigkeit — z. B. in der irrigen Auffassung der Farben, Töne, Gerüche etc. als Eigenschaften der Aussendinge — wissenschaftlich längst erwiesen sei. Daran ist freilich richtig, dass Selbsttäuschungen des Bewusstseins vorkommen, unrichtig aber die Folgerung, es müsse das Bewusstsein also auch in der Beurteilung psychischer Kausalverhältnisse sich irren. Erkenntnistheoretische Gründe nötigen uns, das im Bewusstsein Gegebene als Grundlage aller Erkenntnis zu respektieren und daran festzuhalten, solange und soweit nicht zwingende Gründe der Wissenschaft eine andere Auffassung der Wirklichkeit herausfordern. Davon ist aber hinsichtlich der psychischen (intrapsychischen) Kausalität keine Rede, deren Unmöglichkeit weder logisch noch empirisch nachweisbar ist, geschweige denn dass es bereits gelungen wäre, die psychischen Kausalzusammenhänge auf körperliche Vorgänge im Sinne des m. P. zurückzuführen. Freilich wäre ein Verhältnis von Ursache und Wirkung unter psychischen Vorgängen unmöglich, wenn sie, wie der m. P. meint, blosse

Schattenbilder des Körperlichen wären und diesem allein Realität und Wirksamkeit zukäme. Diese Ansicht aber ist ein blosses Vorurteil, eine willkürliche Hypothese, die so wenig erwiesen und erweisbar ist, dass für das wissenschaftliche Denken vielmehr umgekehrt Realität und Wesen der Materie immer fraglicher und die geistige Wesenhaftigkeit alles Wirklichen im Sinne des Idealismus immer wahrscheinlicher wird.[1])

Die Vertreter der Identitätslehre sowie des idealistischen Parallelismus[2]) lassen im Unterschiede von dem materialistischen Parallelismus die intrapsychische Kausalität zu Recht bestehen, leugnen aber in Übereinstimmung mit ihm eine Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Damit wäre dann auch dem Interesse, dessen Einflusssphäre wir nachweisen wollten, jede über das psychische Innen-

---

[1]) Man erwäge dazu die innere Unmöglichkeit dieses parallelistischen Standpunkts. Seine Vertreter bekennen sich zum „Parallelismus", wollen aber doch nur eine Art des Seins und Geschehens — eben das Körperliche — als reell anerkennen. Sie möchten dem Vorwurf des (wissenschaftlich abgetanen) Materialismus entgehen, machen aber das Psychische doch wie dieser ganz von dem Körperlichen abhängig. Einerseits erkennen sie die spezifische Verschiedenheit des Geistigen und Körperlichen ausdrücklich an, und andererseits bestreiten sie doch wieder jede Wesenhaftigkeit des ersteren. Endlich erscheint die Entstehung und Existenz des Geistigen in dem geschlossenen Kausalzusammenhange eines bloss materiellen Daseins, wie ihn der m. P. behauptet (S. 40), nicht bloss unbegreiflich, sondern geradezu widersinnig. Treffend sagt Busse: „Der materialistische Parallelismus ist ein Pseudoparallelismus und ein verkappter Materialismus." („Geist und Körper, Leib und Seele", S. 103).

[2]) Nähere Untersuchungen über die prinzipielle Haltbarkeit dieser Theorien gehören nicht zu den Aufgaben unsrer Schrift. Bezüglich der Identitätslehre schliessen wir uns folgendem treffenden Urteile Stumpfs an: „Leider hat, wie alles in der Welt, auch diese Zweiseitentheorie ihre zwei Seiten: sie ist grossartig, poetisch, verlockend — aber dunkel. Die heterogene Natur des Physischen und Psychischen kann man nicht schärfer betonen, als es hier geschieht: die physische Seite ist ausgedehnt oder wenigstens

leben hinausgreifende Bedeutung, insonderheit jeder Einfluss auf das Handeln, abgesprochen. Gerade diesen Einfluss aber zu retten und festhalten zu dürfen an der Überzeugung, dass geistige Werte und Wertungen unser Handeln bestimmen, ist zweifellos ein vitales Interesse der Ethik wie der Pädagogik. Prüfen wir also die Gegengründe des Parallelismus.

Ein Ursachverhältnis zwischen Geistigem und Leiblichem soll zunächst durch dessen totale Ungleichartigkeit ausgeschlossen sein (S. 40). Diese besteht allerdings, und aus ihr folgt allerdings, dass eins das andere nicht aus sich erzeugen, eins sich nicht in das andere umwandeln kann, gar nicht aber, dass eins nicht auf das andere wirken,

---

den Gesetzen der Geometrie und der mathematischen Physik unterworfen; die geistige Seite ist unausgedehnt, nicht nach Länge, Tiefe und Breite zu messen, nicht nach Masse und Geschwindigkeit zu berechnen. Was es dabei noch heissen soll, dass das eine nur die Kehrseite oder Innenseite des anderen darstelle, hat noch niemand anders als durch Gleichnisse zu erläutern gewusst . . . Auch die einheitliche Substanz, die sich in den beiden Attributen des Physischen und Psychischen „ausdrücken" soll, ist nichts weiter als ein Wort, das nur das Bedürfnis ausdrückt, dem Dualismus zu entgehen, ohne aber die Kluft für unser Verständnis wirklich zu überbrücken." „Ich kann in der Parallelitätslehre statt des gepriesenen Monismus nur einen Dualismus finden, wie er krasser noch niemals aufgetreten ist. Die Ungleichartigkeit der Gebiete ist beibehalten, die Wechselwirkung geleugnet, von der einheitlichen Substanz, die ohnedies nur ein Scheinbehelf war, ist nicht mehr die Rede, und so erscheint auch das Parallellaufen der zwei Welten unfasslicher, als selbst nach der verrufenen Lehre der Geulinx und Malebranche." (Stumpf „Leib und Seele etc." 2. Aufl., S. 15 und 21.)

Der idealistische Parallelismus muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass er mit naturwissenschaftlichen Hilfsmitteln (Energiegesetz, Beharrungsgesetz etc.) seinen parallelistischen Standpunkt konstruiert und die Wechselwirkung bekämpft, hinterher dann aber die ganze materielle Welt vergeistigt, womit natürlich das Problem des Dualismus und der Wechselwirkung zum Schwinden gebracht, aber auch der Parallelismus und die ganze naturwissenschaftliche Begründung desselben im Grunde geopfert wird.

eins nicht in dem anderen Veränderungen hervorrufen könnte. Als begreiflich freilich und denknotwendig lässt die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper sich nicht erweisen. Aber gilt das im Grunde nicht von jedem Kausalverhältnis überhaupt, auch innerhalb des Materiellen selbst? Wohl scheint es uns hier verständlicher, weil unser Vorstellen sich innerhalb gleichartiger Glieder bewegt; aber für eine tiefer gehende Überlegung ist es hier so wenig begreiflich wie dort.[1]) Wie ein Körper es anfängt, seine Eigenbewegung auf einen anderen Körper ganz oder teilweise zu „übertragen“, wie sich Massenbewegung in Wärme oder Elektrizität „umsetzt“, wie die Sonne die Erde „anzieht“ etc.: wir sehen es nicht und verstehen es nicht, täuschen uns aber gern mit schönen Worten wie „Bewegungsübertragung“, „Anziehungskraft“ u. dgl. über die Lücken hinweg, die erst ein tieferes Besinnen hier entdeckt und empfindet. Auch die Naturgesetze helfen darüber nicht hinweg. „Sie erklären nicht, warum die Dinge sich so verhalten, sondern sagen nur mit allgemeinen Formeln, wie sie sich verhalten. Sie sind nicht die Lösung des Rätsels, sondern sie selbst sind das Rätsel.“[2]) Gewiss soll es darum der Wissenschaft nicht verwehrt sein, da, wo sie zwischen mehreren Vorgängen ein Verhältnis regelmässiger Abhängigkeit beobachtet, von Ursache und Wirkung zu reden; nur soll sie nicht vergessen, dass sie damit den Hergang und die Notwendigkeit des Wirkens niemals begreiflich macht. Das gilt von dem rein materiellen

[1]) Seit D. Hume wissen wir, dass Kausalität niemals wahrgenommen wird. Was wir an den Vorgängen der wirklichen Dinge beobachten, ist immer nur deren zeitliche Aufeinanderfolge (wenn A in den Zustand a eintritt, dann tritt B in den Zustand b ein etc.); das Ursachverhältnis, die Notwendigkeit des Zusammenhangs wird in die Vorgänge erst hineingedacht und ist im Grunde nur Sache des Glaubens, ähnlich wie der Begriff der Kraft (Anziehungskraft etc.), die als solche auch niemals wahrgenommen, sondern nur erschlossen wird.

[2]) Paulsen „Einleitung in die Philosophie“, 2. Aufl., S. 222.

Wirken so gut wie von der Wechselwirkung zwischen physischen und psychischen Vorgängen, die erfahrungsmässig so wenig geleugnet, freilich auch logisch so wenig erklärt werden kann wie jenes. Das Argument der Unvergleichbarkeit des Physischen und Psychischen verliert damit jede Bedeutung. Nach den abschliessenden Untersuchungen Humes und Kants über den Kausalitätsbegriff hätte es von dem Parallelismus überhaupt nicht mehr vorgebracht werden sollen. „Am wenigsten sollte der die Wechselwirkung des Heterogenen beanstanden, der seine substanzielle Einheit lehrt (die Vertreter der Identitätslehre); denn die substanzielle Verbindung der beiden Welten soll doch eine noch innigere sein, als die bloss kausale.“[1])

Zum anderen soll einer Wechselwirkung zwischen Leib und Seele das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität (S. 40) entgegenstehen. Bestände dieser Grundsatz zu recht, könnte also jede physische Ursache nur eine physische Wirkung und jede physische Wirkung nur eine physische Ursache haben, so wäre selbstverständlich jedes Kausalverhältnis zwischen physischen und psychischen Vorgängen ausgeschlossen. Genauer besehen, erweist sich aber auch dieses Prinzip als eine blosse Hypothese bzw. naturwissenschaftliche Denkgewohnheit, die innerhalb der Grenzen der Physik berechtigt sein mag, aber in der anspruchsvollen Allgemeinheit, in der sie der Parallelismus verwendet, weder logisch noch empirisch nachweisbar ist. Logisch zu rechtfertigen wäre das Prinzip in dieser Allgemeinheit nur durch den Nachweis, dass zwischen ungleichartigen Gliedern (Geistigem und Materiellem) ein Kausalverhältnis unmöglich sei; dieser Beweis ist aber, wie wir

---

[1]) Stumpf a. a. O., S. 22. Man vgl. auch Lotze „Mikrokosmos“ I. Bd., 3. Buch, Kap. 1, „Metaphysik“ I. Buch, 5. Kapitel; Busse „Geist und Körper etc.“ S. 40 ff.; Sigwart „Logik“, 2. Aufl. 2. Band § 97; die bezügl. Schriften von Wentscher, Erhard, Höfler, Rehmke u. a.

vorhin gesehen, nicht zu erbringen. Empirisch mag die physikalische Geschlossenheit des Naturzusammenhanges erwiesen bzw. erweisbar sein auf dem Gebiete des Anorganischen, obwohl auch hiergegen, sogar aus Naturforscherkreisen selbst, gewichtige Zweifel laut geworden sind;[1]) dagegen versagt der Erfahrungsbeweis auf dem Gebiete des Organischen durchaus. Natürlich soll nicht geleugnet werden, dass auch in den organischen Prozessen vieles rein mechanisch zugeht; ginge hier aber alles mechanisch zu, so ergäbe sich die den Tatsachen widersprechende Konsequenz, dass alle organischen Prozesse „umkehrbar“ sein müssten wie die mechanischen (Ostwald). Auch ist nicht zu leugnen, dass, je mehr die Naturwissenschaft in die Details der organischen Vorgänge eindringt, um so mehr die Rätsel sich häufen und die Überzeugung wächst, dass hier mit mechanischen Erklärungsprinzipien allein nicht auszukommen ist.[2]) Und was dann insonder-

[1]) Nach Ostwald z. B. („Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus“) ist die Behauptung, alle Naturerscheinungen liessen sich auf mechanische Energie zurückführen, „nicht einmal eine brauchbare Arbeitshypothese, sondern ein Irrtum“.

[2]) „In der Welt der feinsten Organisation (der Zellen), die wir erst viele 100 Mal vergrössern müssen, um sie sehen zu können, starren für uns die grössten Rätsel. Wer in der Forschung der lebenden Substanz zu Hause ist, der weiss am besten, wie sehr wir hier noch am Anfang aller Kenntnisse stehen.“ „Es gibt nicht wenige derartige Phänomene (der Selbstregulation im lebenden Organismus), welche so kompliziert und dabei von so eminenter Zweckmässigkeit für den betr. Organismus sind, dass viele Forscher an ihrer rein mechanischen Erklärung zweifeln. Diese hervorragende Zweckmässigkeit der Regulationserscheinungen ist eines der brennendsten und tiefsten Probleme der Biologie.“ Francé in der „Umschau“, 1903, S. 846 ff, 1904, S. 53.

Schon Kant erklärte: „Ich unterstehe mich zu sagen, dass eher die Bildung aller Himmelskörper, die Ursachen ihrer Bewegung, kurz der Ursprung der ganzen gegenwärtigen Verfassung des Weltbaus eingesehen werden können, ehe die Erzeugung eines einzigen Krautes oder einer Raupe aus mechanischen Gründen deutlich und vollständig kund werden wird.“

heit die animalische Natur, die Welt der beseelten Organismen betrifft, so sollte doch schon die blosse Tatsache ihrer Beseeltheit als ausreichender Beweis dafür gelten, dass es sich in ihren Lebensvorgängen nicht ausschliesslich um mechanische Kausalitäten handelt. In diesem Ausschnitt der Natur lässt sich weder die Entwicklung des Psychischen ohne physische Einflüsse noch umgekehrt die physische Lebensentwicklung ohne psychische Einflüsse begreifen. Dass seelische Vorgänge nicht bloss im Menschen, sondern auch im Tiere in weitem Umfange das leibliche Leben, dessen Gestaltung und Entwicklung ursächlich bedingen, dass insonderheit in dem Kampf ums Dasein psychische Faktoren: Lust- und Schmerzgefühle, Triebe, Erinnerung, Überlegung etc. eine grosse Rolle spielen, wird im Ernst auch der gläubigste Naturforscher nicht leugnen wollen.[1]) Andernfalls erwiese sich das Psychische im Haushalte der Natur als ein zweckloser, überflüssiger Luxus, der wie alles Nutzlose im Laufe der Entwicklung der Lebewelt längst hätte verkümmern müssen, während es sich doch im Gegenteil von jeher in aufsteigender Linie bewegt. Das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität, als universell gültiges gedacht, ist also empirisch nicht bloss unerweisbar, sondern mit den Tatsachen der Erfahrung sogar ganz unvereinbar. Es erweist sich als ein blosses Vorurteil — erklärlich zwar aus dem Wunsche der Na-

---

[1]) Man vergleiche beispielsweise Ernst Haeckels bezügliche Ausführungen in seinen „Welträtseln", 1. Aufl. S. 136 ff. „Die Produktion des specifischen, oft höchst verwickelt gebauten Skeletts (der Radiolarien) durch eine höchst einfach gestaltete Zelle ist nur dann erklärlich, wenn wir dem bauenden Plasma die Fähigkeit der Vorstellung zuschreiben, und zwar der besonderen Reproduktion des plastischen Distanz-Gefühls". Hier werden also schon der einfachen Zelle seelische Eigenschaften und diesen wiederum ein entscheidender Einfluss auf die Gestaltung des Zellbaues zugeschrieben.

turforscher, die ganze Welt mechanisch zu konstruieren, aber doch grundfalsch, sintemal die Welt eben nicht bloss aus Massenteilchen und Bewegung besteht, sondern auch das Geistige in ihr wahrhaftig eine sehr reale Macht ist und eine sehr wichtige Rolle spielt.[1])

Aber das „Energiegesetz", sollte es unser Denken nicht doch schliesslich in die Bahnen des Parallelismus zurückzwingen? Nach diesem Gesetz soll, wie die Substanz, auch die Energie eine unveränderliche Grösse sein, wechselnd zwar in ihren Formen (kinetische und potenzielle Energie, Massenbewegung, Wärme, Elektrizität etc.) und vielfach aus der einen Form in die andere sich umwandelnd, aber stets in äquivalenten Verhältnissen, so dass die Gesamtsumme der Energie stets die gleiche bleibt. Daraus nun, behauptet der Parallelismus, folge die Unmöglichkeit einer Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem; denn bei jedem Hineinwirken des ersteren in das letztere — etwa bei der Auslösung einer Empfindung

---

[1]) „Das Axiom der geschlossenen Naturkausalität im Sinne der mechanistischen Weltanschauung ist eine petitio principii, ein Vorurteil unserer Zeit, das aus der Überschätzung der Naturwissenschaften und aus der Überspannung einer blossen Arbeitsrichtschnur der unorganischen Naturwissenschaften zu einer Arbeitsrichtschnur aller Wissenschaften überhaupt entsprungen ist." „Das Beharrungsgesetz sagt nur, dass kein Molekül seine Geschwindigkeit, Bewegungsrichtung und Lage oder Stellung zu den übrigen Molekülen ändern kann, ohne dass diese Änderung durch eine Kraftäusserung verursacht ist; aber es sagt nichts darüber aus, welcher Art die Kräfte sein müssen, die solche Änderung hervorbringen. Gibt es psychische Kräfte, so liegt in dem Beharrungsgesetz kein Hindernis, dass sie in das Spiel der mechanischen Kräfte eingreifen. Wer das Beharrungsgesetz so deutet, dass die Änderungen nur durch mechanische, materielle Kräfte hervorgerufen werden können, der legt willkürlich etwas in das Beharrungsgesetz hinein, womit dasselbe seinem Begriffe nach garnichts zu tun hat, und zeigt damit, dass das Vorurteil der mechanistischen Weltanschauung die Unbefangenheit seines Verständnisses aufgehoben hat." E. v. Hartmann „die moderne Psychologie" S. 413, 417.

durch einen Nervenprozess — würde physische Energie verschwinden, ohne durch eine äquivalente Summe physischer Energie ersetzt zu werden, und umgekehrt würde bei jedem Hineinwirken des Psychischen in das Physische — etwa bei der Auslösung einer Körperbewegung durch einen Willensentschluss — physische Energie neu entstehen, ohne dass dafür ein entsprechendes Quantum physischer Energie verschwände.

Gegen diese Argumentation ist zunächst einzuwenden, dass das Konstanzprinzip in der hier vorausgesetzten Allgemeinheit ganz ebenso wie das der geschlossenen Naturkausalität eine blosse Hypothese ist, deren Gültigkeit für das Universum natürlich niemals erweisbar ist, aber auch für das Gebiet des Terrestrischen erhebliche Einschränkungen fordert. Weder für die organischen Vorgänge überhaupt, noch insonderheit für die psychischen Prozesse und deren Wechselbeziehungen zu den körperlichen Vorgängen ist das Konstanzprinzip erweisbar.[1]) Hier ist überhaupt mit

[1]) Dies wird von den Vertretern der Identitätslehre selbst rückhaltlos eingeräumt. So sagt z. B. Höffding: „Es steht natürlich immer der Ausweg offen, die allgemeine Gültigkeit des Beharrungsgesetzes und des Energiegesetzes wie auch die Gültigkeit des allgemeinen Prinzips, dass körperliche Erscheinungen durch körperliche Ursachen zu erklären sind, zu bezweifeln. Die absolute Gültigkeit dieser Gesetze ist nicht experimentell erwiesen und kann es, wie wir gesehen, streng genommen, niemals werden". („Psychologie in Umrissen etc.", 3. Aufl. S. 81.) Ebenso Ebbinghaus („Grundzüge der Psychologie" I. Bd., 1. Buch S. 36.) Wenn sie jenen Prinzipien trotzdem in der Psychologie folgegeben zu müssen glauben, „um nicht den Anschluss an das übrige beste Wissen ihrer Zeit zu verlieren" oder „nicht mit den leitenden wissenschaftlichen Prinzipien in Streit zu geraten", so ist ihnen zu sagen, dass auch das „beste Wissen" der Naturwissenschaft, sofern es nur für die leblose Natur erwiesen ist, keineswegs auch für die inneren Vorgänge der Lebewesen ohne weiteres Geltung beanspruchen darf, da wir noch gar nicht wissen, ob und inwieweit denn deren Gesetze mit denen des äusseren Naturgeschehens übereinstimmen.

exakter Beobachtung, mathematischer Messung und Berechnung, wie sie die Physik für das Gebiet der toten Materie und ihrer mechanischen Energien gestattet, wenig zu machen und muss in der Hauptsache die unmittelbare Erfahrung entscheiden. Sie lehrt aber unzweideutig genug, dass psychische Vorgänge mannigfach durch körperliche bedingt und beeinflusst werden, wie umgekehrt, also ein Verhältnis kausaler Wechselwirkung tatsächlich besteht, gleichviel wie es metaphysisch zu erklären sein mag. Diese handgreifliche Erfahrung einer naturwissenschaftlichen Hypothese zu Liebe für Täuschung zu halten, dazu könnten wir uns selbst dann nicht verstehen, wenn aus der Wechselwirkung eine Vermehrung oder Verminderung physischer Energie — die logisch doch nicht undenkbar wäre — notwendig folgen sollte. Dies ist aber in Wahrheit gar nicht der Fall. Dass insonderheit — worauf es uns hier ankommt — das Psychische auf das Physische einzuwirken vermag, ohne die Energie-Summe zu vermehren, ist sehr wohl denkbar, sei es dass sich die Wirkung in einer Umwandlung potentieller Energie in lebendige erschöpft[1]), sei

[1]) Die Zulässigkeit dieser Deutung gestand schon Fechner zu: „Es wird nicht bestritten, dass unter dem Einfluss des freien Willens wirklich lebendige Kraft entstehen kann, die ohnedem nicht entstanden wäre, aber eben nur auf Kosten potentieller Kraft, das ist aus dem Quelle, aus dem sie sonst entsteht, wenn kein Wille mitwirkt". „Unstreitig liegt im Willen ein Anlass, dass der Umsatz der potentiellen Kraft in lebendige erfolgt und Dauer gewinnt; nur der Wille aus sich selbst kann die lebendige Kraft nicht ohne die sonst allgemein gültigen Bedingungen dazu schaffen". (Elemente der Psychophysik, 1860, 1, S. 41).

Nach dem Energiegesetz ist die kinetische Energie der potentiellen Energie, aus der sie ausgelöst wird, äquivalent. Wird die Auslösung durch eine physische Kraft bewirkt, so muss als Äquivalent für ihren Aufwand noch ein Plus von Energie in den kinetischen Effekt irgendwie mit eingehen oder zu ihm hinzukommen. Wirkt dagegen eine psychische Kraft auslösend, so wird physische Energie weder verbraucht noch ersetzt. — Für diese Auffassung

es dass nur die Bewegungs-Richtung (Lage, Stellung), nicht die Geschwindigkeit der Körperteilchen geändert wird[1]). Auch lässt sich das Konstanzprinzip mit der Wechselwirkungstheorie vielleicht durch eine angemessene Erweiterung des Energiebegriffs in Einklang bringen, derart dass das Psychische als eine besondere Energieart neben der mechanischen anerkannt und nun zwischen beiden, sofern und soweit sie aufeinander wirken, ein Ausgleich in proportionalen Verhältnissen angenommen wird[2]).

---

bzw. für ihre Zulässigkeit haben sich neuerdings auch Rehmke, Wentscher, Sigwart, Münsterberg u. a. ausgesprochen.

[1]) So schon Descartes und Leibnitz. Die moderne Theorie von der Erhaltung der Energie steht dem nicht entgegen. „Wenn eine Kraft senkrecht zur Bewegungsrichtung eines Körpers wirkt, übt sie keine Arbeit aus und ändert zwar die Richtung, nicht aber die Grösse der Geschwindigkeit.“ (Maxwell „matter and motion“ § 78.)

[2]) „Schon der Unterschied der potentiellen und kinetischen Energie lehrt, dass Bewegung nicht notwendig in Form von Bewegung erhalten bleibt. Aber auch abgesehen davon ist die Gültigkeit des Gesetzes (der Erhaltung der Energie) unabhängig von der anschaulichen Vorstellung, dass alle Naturprozesse in Bewegungen bestehen. Ohne jede hypothetische Zutat ausgesprochen ist es vielmehr ein Gesetz der Transformation: Wenn kinetische Energie (lebendige Kraft sichtbarer Bewegung) in andere Kraftformen umgewandelt und diese schliesslich in kinetische Energie zurückverwandelt werden, so kommt der nämliche Betrag zum Vorschein, der ausgegeben wurde. Worin diese anderen Energieformen bestehen, darüber sagt das Gesetz nicht das Mindeste. Und so liesse sich, wie ich meine, das Psychische ganz wohl als eine Anhäufung von Energien eigener Art ansehen, die ihr genaues mechanisches Äquivalent hätten. Gewisse psychische Funktionen würden mit einem fortwährenden Verbrauch, andere mit einer ebenso fortgehenden Erzeugung physischer Energie verknüpft sein. Es wäre also, soviel ich sehen kann, eine psychophysische Mechanik wohl denkbar, die die geistigen Vorgänge in den allgemeinen gesetzlichen Kausalzusammenhang einfügte und dadurch erst eine im wahren Sinne monistische Anschauung begründete. Denn nicht so sehr die Gleichartigkeit der Elemente oder Prozesse, als die Allgemeinheit des Kausalzusammenhanges und die Einheitlichkeit der letzten und

Die Argumente, welche der Parallelismus gegen die Wechselwirkung von Leib und Seele vorbringt, erweisen sich also keineswegs als zwingende, und es erscheint insonderheit die kausale Bedingtheit des menschlichen Handelns durch psychische Ursachen, so wie sie in der unmittelbaren Erfahrung unseres Bewusstseins gegeben ist, mit den Anforderungen der Logik wie der Naturwissenschaft durchaus vereinbar.

Dazu erwäge man die ungeheuerlichen Konsequenzen, die andernfalls sich ergeben würden. Neben den — gewiss recht zahlreichen — menschlichen Handlungen, die tatsächlich mechanisch verlaufen,[1]) müssten auch alle diejenigen, die nach dem zweifellosen Zeugnis eigener Erfahrung unter dem Einfluss psychischer Faktoren — Empfindungen, Vorstellungen, Überlegungen, Gefühle, Interessen, Willensentscheidungen — zustandekommen, als rein physikalisch bedingte mechanische Leistungen, der Handelnde selbst als blosse Maschine, als **Automat**, aufgefasst werden. Die ganze äussere Menschheitsgeschichte wäre dann ein Spiel mechanischer Kräfte des Gehirns, der Nerven und Muskeln, völlig unbeeinflusst von den — als wirkungslose Begleiterscheinung nebenlaufenden — Vorgängen menschlichen Fühlens, Wollens, Denkens, Er-

---

höchsten Gesetze ist es, die wir von einem einheitlichen Weltganzen verlangen müssen." Stumpf „Leib und Seele", 2. Aufl., S. 23 ff. Ähnlich Ostwald. Man wird dieser Auffassung freilich nur mit dem Vorbehalt zustimmen dürfen, dass mit Rücksicht auf die Wesensverschiedenheit psychischer und physischer Energie die Auslösung der einen durch die andere nicht als eine eigentliche „Umwandlung" zu denken ist und die beiderseitigen Intensitätswerte, die in der Wechselwirkung erzeugt werden oder verschwinden, wenn auch durchweg proportional, doch nicht als mechanisch äquivalent aufzufassen sind. In dieser freieren Deutung hat schon Lotze den Stumpfschen Gedanken vertreten. Vgl. Lotze, Metaphysik, 1879, S. 413 ff.

[1]) Sei es als angeborene Reflexe, sei es als ursprünglich willkürliche, aber durch Einübung allmählich mechanisierte Bewegungen.

kennens, alle geschichtlichen Taten, Staatengründungen, Entdeckungen, Erfindungen, Kunstwerke etc. rein mechanische Leistungen des Körperautomaten ohne jede Mitwirkung des Geistes!

Man braucht die Konsequenzen nur auszusprechen, um sofort die Unmöglichkeit dieser „Automatentheorie“ zu erkennen. Dennoch wird es sich empfehlen, sie an einem Beispiele noch etwas näher zu prüfen. Wir setzen den Fall, ein reicher Mann wird zufolge unglücklicher Spekulation plötzlich arm und schiesst sich eine Kugel durch den Kopf. Der gemeine Menschenverstand behauptet, die Verzweiflung habe den Mann gepackt und in den Tod getrieben. Aber nein! auch hier soll alles körperlich, rein körperlich zugehen. Sensorische Reize, Erregung von Empfindungszellen, Mitschwingen andrer Zellen (Erinnerungszellen, Gefühlszellen) und dadurch bedingte Abänderung der sensorischen Erregung, Fortleitung derselben auf motorische Zentren der Hirnrinde und Muskelbewegung: alles das nach den bekannten physiologischen Gesetzen rein physikalisch sich abspielend, begleitet zwar von psychischen Parallelvorgängen des Sehens, Hörens, der Erinnerung, der Erkenntnis, der heftigsten Gefühle des Schreckens, der Verzweiflung etc., doch ohne von diesen irgendwie beeinflusst zu werden. Wenn sich die Sache nun aber so verhält, wie erklärt sich dann das ganz Ungewöhnliche dieses Verlaufs menschlichen Handelns mit dem Schlusseffekt des Erschiessens? Von einem entwicklungsgeschichtlich ausgebildeten Selbstmordmechanismus, zufolgedessen das Nervensystem auf gewisse Reize gewohnheitsmässig und automatisch mit der Handlung des Erschiessens reagierte, kann doch nicht wohl die Rede sein, sintemal derartige Fälle in der Menschengeschichte verhältnismässig doch zu vereinzelt dastehen, um bleibende und allgemein menschliche körperliche Gewohnheiten dieser Art hinterlassen haben zu können; auch erfolgte dazu die Er-

findung des Schiesspulvers und der Gebrauch der Schiessgewehre doch wohl nicht rechtzeitig genug. Aber der äussere Reiz, der in solchen Fällen die ganze Reihe der physiologischen Vorgänge in Bewegung setzt und bedingt — der Gesichtseindruck, den die geschriebene, der Gehörseindruck, den die mündliche Nachricht von dem Glückswechsel auf die betr. Empfindungszentren ausübt — ist er nicht so ausserordentlicher Natur, dass sich daraus der ungewöhnliche Verlauf physiologisch erklärt? Doch wohl nicht! Das Ausserordentliche, Erschütternde der Nachricht besteht ja gar nicht in den — ganz bekannten und geläufigen — Schalleindrücken oder Schriftbildern, aus denen sie sich äusserlich zusammensetzt, sondern lediglich in dem, was sie **bedeutet**; diese Bedeutung aber und deren Innewerden liegt ganz ausschliesslich auf der Seite des Psychischen, der Vorgänge des Erkennens, Fühlens etc., die als kausaler Faktor grundsätzlich ausgeschlossen sein sollen. So bleibt zur Erklärung nichts anderes, als das mechanische Neben- und Nacheinander der Sinnesreize, die — weshalb nun eigentlich gerade diesen ganz ungewöhnlichen, physiologisch noch gar nicht eingeübten Verlauf der Nerven- und Muskelbewegungen auslösen? Ja, darauf hat die Physiologie bis dahin noch keine Antwort gegeben und — dürfen wir getrost hinzufügen — wird sie auch niemals Antwort geben können[1])

---

[1]) Recht lehrreich ist auch folgendes Beispiel: „Ein Kaufmann erhält ein Telegramm „Fritz angekommen“, das ihm die glückliche Ankunft seines in Geschäften über See gewesenen einzigen Sohnes und Erben im Landungshafen meldet. Er lächelt, erhebt sich, teilt seiner Frau den Inhalt der Depesche mit, geht ins Kontor zurück, lässt sich in seinen Sessel fallen und zündet sich behaglich eine Zigarre an. Derselbe Kaufmann erhält einige Zeit später ein neues Telegramm „Fritz umgekommen“: der Sohn ist auf der Eisenbahnfahrt vom Hafenort bis zum elterlichen Wohnsitze verunglückt. Er liest das Telegramm, springt, am ganzen Körper zitternd, auf, ein Schrei

In Anbetracht dieser Unerklärlichkeiten und all der Widersprüche, in welche die Automatentheorie mit der Wissenschaft wie mit der Erfahrung verwickelt, hat W. James[1]) gewiss Recht, wenn er das Unterfangen, sie

entringt sich seinen Lippen, und er sinkt, die Arme ausstreckend, ohnmächtig zu Boden, oder auch ein Gehirnschlag macht seinem Leben plötzlich ein Ende. Unter der Voraussetzung psychophysischer Wechselwirkung ist uns das verschiedene Verhalten des Kaufmanns im ersten und im zweiten Falle durchaus verständlich. Der verschiedene Sinn der beiden Telegramme lässt uns die verschiedene Rückwirkung auf sie durchaus verständlich erscheinen. Stellen wir uns dagegen auf den Standpunkt des psychophysischen Parallelismus, so müssen wir die ungeheure Verschiedenheit der Rückwirkung auf den Reiz im ersten und im zweiten Falle ohne jede Rücksicht auf psychische Faktoren, ohne jede Rücksicht also auch auf den verschiedenen Sinn der beiden Telegramme, rein physiologisch erklären. Hier aber stellt sich uns die Geringfügigkeit des Unterschiedes der beiden Reize als unüberwindliches Hindernis entgegen: wir vermögen nicht zu erklären, weshalb zwei so minimal verschiedene, fast identische Reize, die auf denselben Organismus einwirken, in ihm so ungeheuer verschiedene Wirkungen auslösen, während doch sonst überall in der Natur ähnliche Ursachen unter gleichen Bedingungen auch ähnliche Wirkungen zu haben pflegen". Busse „Geist und Körper", S. 310 ff.

Den gegen dies Beispiel erhobenen Einwand, dass doch auch sonst kleine Verschiedenheiten auslösender Reize sehr bedeutende Unterschiede in der Wirkung zur Folge haben können, weist Busse ganz zutreffend mit der Bemerkung zurück, dass dies nicht der Fall sei, wenn die Reize, wie in dem Beispiel, auf einunddasselbe materielle System wirken. Gewiss kann auf rein mechanischem Wege durch einen geringfügigen Reiz ein grosser Effekt — eine Explosion u. dgl. — ausgelöst werden, aber nur unter der Voraussetzung, dass der Effekt durch die Konstitution des materiellen Systems (der Maschine, des Sprengstoffs etc.) genügend vorbereitet ist. In dem menschlichen Organismus könnte, wenn alles Psychische als wirkende Ursache ausgeschaltet werden soll, diese Vorbereitung in dem angenommenen Falle nur in einer voraufgegangenen physiologischen Einübung bestehen, die aber bei so aussergewöhnlichen Effekten wie Ohnmacht, Tod, Selbstmord infolge einer unerwarteten Nachricht natürlich ganz ausgeschlossen ist.

[1]) William James „The Principles of Psychology" 1891, I, S. 138.

bei dem gegenwärtigen Stande der Psychologie aus metaphysischen Gründen der Wissenschaft aufdrängen zu wollen, als eine „unwarrantable impertinence“ (unverantwortliche Dreistigkeit) bezeichnet[1]).

Wir dürfen also doch wohl mit gutem Gewissen an der psychischen Kausalität festhalten und wollen nun den — sehr bedeutsamen — Anteil, der von dieser Kausalität auf das Interesse entfällt, im einzelnen näher nachweisen.

---

[1]) Angesichts der laut widersprechenden Erfahrungstatsachen kann es nicht Wunder nehmen, dass der Parallelismus mancherlei Versuche gemacht hat, die Automatentheorie als Konsequenz abzulehnen. Da aber das Prinzip des Parallelismus doch nun einmal jede kausale Einwirkung des Psychischen auf das Physische grundsätzlich ausschliesst, versteht es sich, dass solche Versuche entweder ein Preisgeben des Parallelismus bedeuten — so besonders jedes Sichverstecken hinter eine idealistische Metaphysik, die das Körperliche nicht als reale Existenz, sondern nur als Erscheinung eines Geistigen gelten lässt (S. 41, S. 44, Anm.) — oder aber in mehr oder weniger offenbaren Widersprüchen stecken bleiben. Wenn z. B. A. Riehl den Einwurf, dass nach der Identitätslehre Wille und Bewusstsein beim Handeln überflüssig seien, mit der Bemerkung zurückweist, dass „ein cerebraler Vorgang, bei welchem der Wille in der eigenen Erfahrung des Subjekts fehlte, doch nicht der nämliche Vorgang wäre, dessen sich das Subjekt als seines Willens bewusst ist, also auch nicht dasselbe leisten könnte“ (Einf. i. d. Philos. d. Gegenw., 2 Aufl. S. 176): so räumt er damit dem Willen neben dem rein cerebralen Vorgang in Wahrheit doch eine kausale Mitwirkung ein, die sein Identitätsstandpunkt grundsätzlich ausschliesst.

2. Die Bedeutung des Interesses für das intellektuelle Geistesleben.

a) Aufmerksamkeit.

Das Interesse steht zunächst in enger Beziehung zur Aufmerksamkeit. Diese hängt bekanntlich mit der „Enge des Bewusstseins“ zusammen. Die Menge der Eindrücke, welche die Seele gleichzeitig im Bewusstsein haben kann, ist eine begrenzte, und erheblich beschränkter noch ist die Zahl derer, die gleichzeitig deutlich auffassbar sind. Es verhält sich damit, um ein anschauliches Gleichnis Wundts zu gebrauchen, wie mit dem Sehfelde des Auges (der Netzhaut). Auf diesem gibt es bekanntlich nur eine kleine Stelle deutlichen Sehens (gelber Fleck); alle Gegenstände, deren Lichtstrahlen die Netzhaut seitlich von dieser Stelle treffen, werden mehr oder weniger undeutlich gesehen. So hat, bildlich geredet, auch das „Blickfeld des Bewusstseins“ nur eine kleine Stelle deutlicher Auffassung, und nur die Vorstellungen, die in diesen „Blickpunkt“ eintreten, gelangen zu klarem Bewusstsein, während die übrigen gleichsam an dem dunkleren Rande des Bewusstseins verbleiben. Und wie zum deutlichen Sehen eines Gegenstandes das Auge auf diesen so eingestellt werden muss, dass seine Strahlen gerade im gelben Fleck sich sammeln, so muss auch das Bewusstsein auf die Vorstellungsobjekte, die deutlich erfasst werden sollen, gleichsam so eingestellt, so gerichtet werden, dass sie aus dem Blickfelde in den Blickpunkt eintreten. Ohne Bild gesagt, will das heissen, dass zu scharfer, deutlicher Auffassung allemal nur der Bewusstseinsinhalt gelangt, auf den der Geist, unter Abweisung anderer Eindrücke, seine (wahrnehmende, vorstellende,

denkende) Tätigkeit konzentriert, mit einer gewissen Energie ihn ergreifend und bis zu deutlicher Entfaltung seines Inhaltes festhaltend. Eben hierin besteht das Wesen der Aufmerksamkeit.

Die herkömmliche Unterscheidung einer willkürlichen und unwillkürlichen Aufmerksamkeit ist nur mit einer gewissen Einschränkung berechtigt. Fasst man nämlich das „Wollen" in dem weitesten Sinne, den sein Begriff zulässt, so dass nicht bloss die eigentlichen Willensentscheidungen, sondern auch jedes „Streben" und „Begehren" einbegriffen wird, so muss jede Aufmerksamkeit als Sache des Willens anerkannt werden; denn ein gewisses „Streben" des Geistes, die Eindrücke aufzunehmen und festzuhalten, ist mit der Aufmerksamkeit unter allen Umständen gegeben. Beschränkt man aber den Begriff des Wollens auf jene Fälle, wo mit bewusster Überlegung unter mehreren Möglichkeiten eine Wahl getroffen wird, so besteht die Unterscheidung zu Recht. Von einer „willkürlichen" Aufmerksamkeit würde demnach in allen den Fällen zu reden sein, wo diese sich einem Objekte des Bewusstseins erst dann zuwendet, nachdem zwischen mehreren, gleichsam um den Vorzug der Aufmerksamkeit konkurrierenden Objekten der Wille eine Auswahl getroffen und nach Abweisung der übrigen für eines sich entschieden hat. Wenn sich dagegen die Aufmerksamkeit ohne Kampf und ausdrückliche Wahl des Willens einem Gegenstande zuwendet, von vornherein so stark durch diesen angezogen, dass eine Konkurrenz anderer Vorstellungsobjekte nicht aufkommen kann, so nennen wir sie eine „unwillkürliche". Wenn wir z. B. beim Anhören eines langweiligen Vortrages der Versuchung, an andere, uns mehr interessierende Dinge zu denken, widerstehen und uns — mit einem gewissen Aufwande unserer Willenskraft — zwingen, den Gedanken des Redners zu folgen, so ist das ein Exempel des ersteren Falles; wenn wir dagegen, durch eine interessante Rede gefesselt, ohne solch

inneren Zwang und Widerstreit ganz von selbst aufmerken, so ist das ein Beispiel des letzteren Falles.

Worin findet nun zunächst die unwillkürliche Aufmerksamkeit ihre Erklärung? Worin besteht jene Anziehungskraft, die den einen Gegenstand des Bewusstseins vor anderen auszeichnet und befähigt, den Geist derart zu fesseln, dass er unwillkürlich gerade diesem Gegenstande sich zuwendet, gerade auf ihn sein Bewusstsein konzentriert? Auf den ersten Blick liegt es am nächsten, an eine verschiedene „Stärke" der Eindrücke zu denken, zufolge deren der eine sich mit grösserer Intensität als der andere im Bewusstsein geltend macht. In gewissen Grenzen hat diese Erklärung auch ihre Berechtigung. Die Eindrücke der Empfindung, des Gesichts, des Gehörs, des Schmerzes etc. besitzen in der Tat ein sehr verschiedenes Mass der Intensität, und zweifellos entscheidet in manchen Fällen über die Aufmerksamkeit diese Intensität als solche. Man denke etwa an einen heftigen Knall, einen grellen Lichteindruck u. dgl. In vielen Fällen aber ist es nur scheinbar so. Ungewöhnlich starke Eindrücke haben, eben wegen des „Ungewöhnlichen", für uns in der Regel auch einen besonderen Reiz, ein besonderes Interesse, wie überhaupt alles Ungewöhnliche und Neue als solches interessant zu sein pflegt. Dieses Interesse ist entweder ein rein intellektuelles, indem der Geist, wissbegierig, wie er ist, und jeder neugewonnenen Erkenntnis sich freuend, das Unbekannte, Neue nach seinem Wesen und seinen Ursachen zu erforschen trachtet; oder es ist mehr materieller Natur, indem der Gedanke an die heilsame oder unheilvolle Bedeutung der betr. Erscheinung entsprechende Gefühle und Erwartungen aufregt. Letzteres ist z. B. der Fall, wenn ein heftiger Knall in uns den Gedanken an ein Unglück und in Verbindung damit Gefühle der Furcht und Besorgnis erweckt. So wird in den meisten Fällen, wo scheinbar nur die Intensität des Ein-

drucks die Aufmerksamkeit auf sich zieht, eine genauere Selbstbeobachtung konstatieren, dass irgend welches Interesse der eigentliche Grund des Aufmerkens ist, oder dass dieses doch nur für den ersten Moment durch die heftige Erschütterung erzwungen wurde, in seiner etwaigen Fortdauer aber durch das Interesse bedingt ist. Auch daran ist zu erinnern, dass starke Sinneseindrücke, sobald sie durch öftere Wiederholung den Reiz der Neuheit und ihren anderweiten Zusammenhang mit unseren Interessen verloren haben, in der Regel auch unsere Aufmerksamkeit nicht mehr zu fesseln vermögen, sowie dass umgekehrt auch die schwächste Sinnesempfindung, sofern sie nur unsere Interessen berührt — etwa ein leises Geräusch, welches in uns die Vorstellung einer drohenden Gefahr erweckt — die Aufmerksamkeit auf das lebhafteste in Anspruch nehmen kann.

Dass die an Sinneseindrücke sich heftende Aufmerksamkeit in den meisten Fällen von deren Intensität ganz unabhängig ist und allein auf dem Interesse beruht, liesse sich noch durch mancherlei Beispiele dartun. Wenn das Kind seine Aufmerksamkeit auf einen Leckerbissen im Schauladen richtet, der wandernde Naturfreund auf ein schönes Landschaftsbild, der Musikfreund auf die Töne eines Liedes, wenn unsere Aufmerksamkeit gefesselt wird durch ein sterbendes Tier, an dem wir früher hundertmal gleichgültig vorübergingen, durch den Anblick eines lieben Bekannten, den wir nach langer Trennung zum ersten Mal wiedersehen, durch den Klageruf eines geliebten Kindes etc.: so ist in all diesen und tausend ähnlichen Fällen die Stärke der Sinneseindrücke für das Aufmerken ganz belanglos und wird dieses nur durch das Interesse bedingt, welches jene Eindrücke in uns wachrufen, sei es unmittelbar, sei es durch Vermittlung gewisser Vorstellungen und Gedanken, die durch sie ausgelöst werden. Ob dieses Interesse sich als wirkliches Gefühl äussert

(wenn der Notschrei eines Kindes unser Mitleid erregt), ob früher Gefühltes nur erinnert bzw. wiedererwartet wird (wenn des Kindes Interesse an der süssen Speise im Schauladen hängt), ob das Wertbewusstsein als eigentliche Werterkenntnis in Form des Urteils sich geltend macht: diese und andere Unterscheidungen dürfen wir nach den früher hierüber angestellten Untersuchungen dem Leser selbst überlassen.

Entscheidet also schon auf dem Gebiete des Empfindens und Wahrnehmens über die (unwillkürliche) Aufmerksamkeit weniger die Stärke der Eindrücke als das Interesse, so tritt jene vollends hinter diesem zürück, wenn es sich um rein innere Vorgänge des Vorstellens und Denkens handelt. Von einer wechselnden Stärke der vorstellenden und denkenden Tätigkeit kann überhaupt nicht die Rede sein, da die äusseren Reize, in denen die wechselnde Stärke des Empfindens ihre Verursachung findet, bei der Reproduktion des früher Empfundenen sich nicht wiederholen. „Indem die Erinnerung den Inhalt früherer Empfindungen getreu nach Art und Stärke wiederholt, wiederholt sie nicht gleichzeitig die Erschütterung, die wir von ihnen erfuhren, oder wo sie dies zu tun scheint, fügt sie doch in Wahrheit vielmehr das blosse Bild des früheren Ergriffenseins als eine zweite Vorstellung zu der wiedererzeugten Anschauung des früheren Inhalts hinzu. Das Rollen des Donners ist in unserer Erinnerung, so deutlich sie auch seine Eigentümlichkeit und seine Stärke wiedergibt, doch keine gewaltigere Erregung, als die gleich deutliche Vorstellung des leisesten Tones; wir gedenken vielleicht wohl der stärkeren Erschütterung mit, die der heftigere Klang uns zufügte, aber auch diese Vorstellung der lebhafteren Erregung ist nicht jetzt wieder eine grössere Bewegung in uns, als die gleich deutliche des geringeren Ergriffenseins“. (Lotze, Mikrok., 3. Aufl., I, S. 229 f.) Erscheint sonach die Annahme einer wechselnden Intensität der Vorstellungen und eines Ein-

flusses, den sie auf die Aufmerksamkeit auszuüben vermöchte, unzulässig, so werden wir hier das Interesse als die ausschliessliche Bedingung der Aufmerksamkeit betrachten dürfen. Die Erfahrung bestätigt diese Ansicht durchweg. Wenn wir etwa, von angestrengter Geistesarbeit ausruhend, uns dem Spiel unserer Vorstellungen überlassen, die dann, frei von dem Zwange des Willens, in buntem Wechsel durch unser Bewusstsein ziehen, so wird bald diese bald jene unwillkürlich mehr als die anderen unsere Aufmerksamkeit fesseln, lebhafter aufgefasst und dauernder festgehalten werden. Und immer ist es, was oft freilich nur bei scharfer Selbstbeobachtung zu ermitteln sein wird, ein mehr oder weniger lebhaftes Interesse, wodurch der eine Gegenstand des Vorstellens vor dem anderen die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Bald ist es ein Ereignis, das uns nahe berührt, bald eine Person, an deren Ergehen wir lebhaften Anteil nehmen, bald ein Ort, mit dem sich liebe Erinnerungen für uns verknüpfen, bald die Vorstellung von irgend etwas Unangenehmen, das uns bevorsteht, bald der qualvolle Gedanke eines von uns begangenen Fehltritts: kurz immer etwas, was uns — in positivem oder negativem Sinne (S. 10 f.) — interessiert, irgend ein Gefühl der Freude, des Anteils, der Furcht, der Hoffnung etc. in uns weckt oder irgendwie mit Wertvorstellungen oder Werturteilen verbunden ist (S. 33 .ff). Ist das Interesse ein ungewöhnlich lebhaftes, handelt es sich also etwa um den Gedanken an ein grosses Unglück, welches uns betroffen, so kann es sein, dass dieser Gedanke Stunden, Tage und Wochen lang unsere Aufmerksamkeit gleichsam gefangen nimmt und, wenn auch vorübergehend hinter anderen Vorstellungen zurücktretend, sich immer von neuem wieder in den Vordergrund des Bewusstseins drängt, selbst wenn wir uns alle Mühe geben, ihn los zu werden[1]. So gross ist die Macht,

[1] Die Bemerkung, dass oft auch das Unangenehme, Traurige, Leidvolle die Aufmerksamkeit fesselt, scheint mit der anderen Tat-

welche das Interesse über den Gedankenlauf ausübt. Umgekehrt gehört oft ein starker Aufwand von Willensenergie dazu, um an dem völlig Interesselosen, Gleichgültigen die Aufmerksamkeit festzuhalten. Dem engbegrenzten Gedankenkreise des Kindes ist manches an sich Wissenswerte, was der Gebildete von seinem höheren geistigen Standpunkte und in dem Zusammenhange seiner umfassenderen Weltansicht als wertvoll erkennt und schätzt, ganz uninteressant. Der Lehrer wird daher im Unterrichte oft genug die Beobachtung machen, dass Gegenstände, die ihn selbst interessieren, den Schüler langweilen und dass dieser dann dem Unterrichte nicht unwillkürlich, nicht freudig folgt, sondern sich zum Aufmerken zwingen muss. Hierzu gehört oft eine so energische Selbstzucht, eine so starke Anspannung der Willensenergie, dass nur durch kräftige disziplinarische Gegenmittel von aussen her das Abschweifen verhindert werden kann. Das, was materiell dem Geiste kein Interesse bietet, kann aber in manchen Fällen dennoch interessant werden durch die Art, wie es behandelt wird. Eine Rechenaufgabe z. B. kann sich auf materiell ganz gleichgültige, langweilige Dinge erstrecken, und doch rechnet sie der Schüler mit Interesse und unwillkürlichem Aufmerken, wenn nur die Vorbedingungen einer richtigen Auffassung und glücklichen Lösung gegeben sind. Hier liegt das Interesse in jenem intellektuellen Gefühle der

---

sache in Widerspruch zu stehen, dass das Unangenehme abstösst, Abneigung und Widerstreben hervorruft. Nun machen wir ja in der Tat oft genug die Beobachtung, dass der Geist unlusterregende Gedanken kurzer Hand abweist; in vielen Fällen jedoch greifen solche Gedanken zu stark in unsere ganze Interessenwelt ein und sind die begleitenden Gefühle zu dominierend, als dass er sich dauernd davon los zu machen vermöchte. Auch kann es sein, dass sich der Geist mit seinen Gedanken an das Unangenehme nur deshalb hängt, weil er Mittel und Wege sucht, ihm auszuweichen.

Lust, welches durch jede gelingende Geistesarbeit, jede neue Erkenntnis, jede Lösung eines Problems geweckt wird. Natürlich kann von diesem Interesse und dann auch von einem unwillkürlichen Aufmerken nicht die Rede sein, wenn von vornherein durch mangelndes Verständnis der Sache jede Möglichkeit einer richtigen Lösung ausgeschlossen ist.

Auf das Interesse lässt sich die unwillkürliche Aufmerksamkeit auch da zurückführen, wo scheinbar andere Ursachen zugrundeliegen. Die Herbartsche Psychologie erklärt die Aufmerksamkeit mit Vorliebe aus der „Apperzeption“, womit hier gemeint ist, dass neu in das Bewusstsein eintretende Vorstellungen mit älteren verwandten Vorstellungen in Beziehung treten und mit Hülfe dieser angeeignet und gedeutet werden. Gewiss hängt die Aufmerksamkeit oft mit diesem Vorgange zusammen, dann aber nicht in dem Sinne, dass sie daraus unmittelbar als Folge sich ergäbe, sondern in dem Sinne, dass aus der Apperzeption zunächst das Interesse hervorgeht und erst aus diesem dann die unwillkürliche Aufmerksamkeit folgt. Von der Apperzeption nämlich ist wesentlich die Erkenntnis abhängig; an diese aber, sofern sie eine Förderung des Geisteslebens bedeutet, knüpft sich ein intellektuelles Gefühl der Lust, in welchem hier eben das Interesse besteht. Bleibt dieses Interesse aus, wie in den zahllosen Eällen, wo längst bekannte Gegenstände der Umgebung mit Hilfe der Apperzeption wiedererkannt werden, so fehlt auch das Aufmerken. So ist die Apperzeption nur eine Vorbedingung der Aufmerksamkeit, nicht das sie unmittelbar Erzeugende. Ganz ebenso verhält es sich mit all den sonstigen Bedingungen gelingender Geistesarbeit, wie sie namentlich der Unterricht zu berücksichtigen hat: die Klarheit und Fasslichkeit der Rede, das Ausgehen von der Anschauung, vom Beispiel, die selbsttätige Aneignung dessen, was der Geist durch eigenes Nachdenken zu finden vermag etc. Alles das ist für die unwillkürliche Aufmerk-

samkeit von grosser Bedeutung, aber nicht unmittelbar, sondern nur deshalb weil und insoweit als dadurch jenes intellektuelle Interesse hervorgerufen wird, welches mit jedem Bewusstwerden geistigen Fortschreitens und neuer Einsichten sich verbindet.

In dem gleichen Sinne ist auch die andere Behauptung zu ergänzen, dass die Aufmerksamkeit durch einen angemessenen Wechsel der Beschäftigung bedingt sei. Die Abneigung des Geistes, andauernd bei einunddemselben Gegenstande aufmerksam auszuharren, erklärt sich daraus, dass er, gleichsam gesättigt durch dessen erschöpfende Betrachtung, das Interesse daran verliert, oder daraus dass Unlustgefühle der Ermüdung sich einstellen, welche ihm eine Fortsetzung gerade dieser Beschäftigung zur Qual machen, Widerwillen dagegen erzeugen (negatives Interesse, S. 10 f.).

Von der unwillkürlichen Aufmerksamkeit, die bisher in Rede stand, unterscheidet sich die willkürliche Aufmerksamkeit dadurch, dass der Wille sie zwangsweise dirigiert. Wenn dies der Fall ist, dann handelt es sich allemal um solche Gegenstände, welche für den Geist kein unmittelbares Interesse (S. 11 f.) besitzen und ebendeshalb nicht an sich selbst und durch sich selbst die Aufmerksamkeit zu fesseln vermögen. Dass der Wille trotzdem die Aufmerksamkeit an solche Dinge heranzwingt, findet allerdings, wie jede Willens-Entscheidung, im letzten Grunde auch wieder in irgend welchen Interessen seine Erklärung, nur dass diese dann nicht an den fraglichen Objekten des Aufmerkens selbst haften, sondern aus Nebenrücksichten und Nebenzwecken entspringen (mittelbares Interesse). So verhält es sich z. B., wenn der Schüler im Unterricht bei der Behandlung einer Materie, die ihn langweilt, sich dennoch zur Aufmerksamkeit zwingt, weil er die unangenehmen Folgen fürchtet, welche ihm aus der Unaufmerksamkeit entstehen könnten. In dem Gedanken

an diese Folgen (Strafe, Beschämung etc.) liegt hier jenes mittelbare Interesse, welches den Willen bestimmt, sich mit der Sache zu beschäftigen, obgleich sie an und für sich nicht interessiert. Ebenso verhält sich die Sache, wenn jemand über ein Kunstwerk, von welchem er nichts versteht und welches daher auch ohne unmittelbares Interesse für ihn ist, sich dennoch — mit erzwungener Aufmerksamkeit — unterrichtet oder unterrichten lässt, nur um mit seinem Wissen gelegentlich Ehre einzulegen, oder wenn eine an sich uninteressante wissenschaftliche Arbeit bloss des Erwerbes wegen ausgeführt wird, und in vielen ähnlichen Fällen.

b) Vorstellungs-Reproduktion.

Einige Psychologen sind der Meinung, dass nicht bloss die Konzentration des Bewusstseins im Akte der Aufmerksamkeit, sondern jedes Bewusstwerden und Wiederbewusstwerden der Vorstellungen überhaupt von dem Interesse (Gefühlsanteil) abhänge.[1]) Das ist nun freilich so allgemeinhin nicht zutreffend. Oft genug werden dem Bewusstsein durch die Aussenwelt Sinneseindrücke aufgenötigt und zufolge bloss assoziativer Zusammenhänge Vorstellungen reproduktionsweise zugeführt, die für den Geist ohne jedes Interesse sind. Aber immerhin bestehen daneben zahlreiche Fälle, wo augenscheinlich schon der Eintritt einer Vorstellung ins Bewusstsein — nicht bloss die hinzukommende Aufmerksamkeit — mit dem Interesse ursächlich zusammenhängt. Es ist eine bekannte Tatsache der Erfahrung, dass gewisse Vorstellungen immer von neuem wieder im Be-

---

[1]) So Ziegler. „Durch ihren Gefühlston hat die Empfindung den Anspruch bewusst zu werden“. „Das, was einer Vorstellung den Eintritt in das Bewusstsein erzwingt . . . ist ein Gefühl“. („Das Gefühl“, 3. Aufl., S. 51, 55).

wusstsein auftauchen, mit einer Vehemenz und Hartnäckigkeit, die weder aus äusseren Reizen noch aus assoziativen Verbindungen zu erklären ist. So geschieht es wohl, dass mitten in ernste Gedankenarbeit, ohne dass diese selbst dazu Anlass gibt und ganz gegen unsern Willen, die Erinnerung an ein aufregendes Ereignis, eine geliebte Person, ein fatales Versäumnis u. dgl. sich einmengt und, wenn auch vorübergehend durch den Zwang des Willens zurückgewiesen, doch immer von neuem sich wieder hervordrängt. Hier und in vielen ähnlichen Fällen liegt, wenn auch assoziative Beziehungen mit hineinspielen, der entscheidende Antrieb der Reproduktion doch zweifellos in dem Interesse, mit dem die betr. Vorstellungen verbunden sind, sei dieses Interesse ein dauerndes, sei es ein durch die jeweilige Gemütslage vorübergehend bedingtes. Die Seele verhält sich zu ihren Vorstellungen eben nicht wie ein gleichgiltiger Schauplatz, auf dem diese sich abspielten, ohne dass sie daran teilnähme; sondern in den verschiedensten Graden und Formen des Interesses bewertet sie zugleich die Objekte ihres Bewusstseins und bevorzugt daher das, was sie besonders interessiert, vor dem, was sie weniger oder gar nicht interessiert. Daraus erklärt sich nicht bloss die Aufmerksamkeit, mit der sie bei dem Interessanten verweilt, sondern auch die Geneigtheit, das ins Bewusstsein zu rufen, was für sie dauernd oder in ihrer jeweiligen Gemütslage von Interesse ist.

Je niedriger der Standpunkt des Geistes- und Gemütslebens, desto mehr herrscht natürlich das sinnliche Interesse vor und drängen sich, seinem Zuge folgend, vorwiegend solche Vorstellungen ins Bewusstsein, die sich auf das sinnlich Angenehme und Unangenehme und alles das erstrecken, was damit ursächlich, als Mittel zum Zweck oder sonstwie zusammenhängt. Unter den höheren Interessen, die bei reicherer Entfaltung des gei-

stigen Lebens die Oberhand gewinnen, ist, wie für die Aufmerksamkeit, so auch für die Reproduktion besonders wieder das intellektuelle Interesse von bestimmendem Einfluss. Die Freude am Erkennen, an klaren Begriffen und Urteilen, geordneten, folgerichtigen Gedankengängen, die Lust an der Lösung intellektueller Aufgaben und Probleme, das frohe Gefühl des geistigen Vorwärtskommens und des Innewerdens der wachsenden geistigen Kraft, wie umgekehrt das quälende Gefühl des Nichtwissens, des geistigen Nichtkönnens, Nichtvorwärtskommens, der Unklarheit und Unsicherheit etc.: alles das, in den einen Begriff des intellektuellen Interesses zusammengefasst, wirkt in dem gebildeten Geiste, wie auf die gesamte Gedankenbewegung überhaupt, so insonderheit auch auf die Reproduktion vielfach bestimmend und richtunggebend ein. Denn naturgemäss erwächst aus diesem Interesse dem Geiste auch ein Bedürfnis, somit ein Antrieb, in seinem Wissen, Erkennen und Können vorwärts zu kommen und zu dem Zwecke nicht bloss allerlei Neues in den Gedankenkreis aufzunehmen, sondern auch zahlreiche ältere Vorstellungen, Begriffe etc., die zur Gewinnung neuer Erkenntnisse, zur Lösung einer Aufgabe, zur Beseitigung einer Unklarheit etc. als logische Hilfen oder sonstwie erforderlich sind, aufzusuchen und in das Bewusstsein zurückzurufen. Fragen, Aufgaben, Probleme, die für uns von hervorragendem Erkenntniswert sind, können — besonders wenn wir darüber nicht zur Klarheit kommen, in Zweifel und Widersprüche geraten — eine geradezu aufregende Reproduktionskraft gewinnen, so dass sie uns gar nicht los lassen, immer wieder ins Bewusstsein sich hineindrängen und gar in unsern Träumen uns verfolgen. Jeder Leser wird sich auf Momente seines Lebens zu besinnen vermögen, wo dieses intellektuelle Interesse — etwa gelegentlich der Beschäftigung mit einem wertvollen wissenschaftlichen Werke, der Lösung einer grösseren wissen-

schaftlichen Aufgabe u. s. w. — sein geistiges Leben in dem angegebenen Sinne beherrschte. Auch bei solchen Reproduktionen, die scheinbar rein assoziativ bedingt sind, ist dieses Interesse oft mitbeteiligt oder gar ausschlaggebend. Wenn uns ein Gegenstand, ein Tier, eine Pflanze an ähnliche früher gesehene erinnert, wenn wir beim Anblick eines Zerstörungswerkes uns nach dessen Ursachen fragen und die zerstörenden Kräfte, Menschen, Werkzeuge etc. uns vorstellen, wenn kontrastierende Eindrücke — des Luxus und der Armut, des Riesen- und Zwerghaften etc. — einander reproduzieren: so kann hier und in ähnlichen Fällen die Reproduktion allerdings rein assoziativ begründet sein[1]); ebensowohl aber ist es möglich und tatsächlich oft der Fall, dass der Antrieb der Reproduktion aus dem logischen Bedürfnis entspringt, das, was logisch an sich zusammengehört, auch denkend zusammenzufassen, den kausalen Zusammenhang der Geschehnisse zu erkennen, Gegensätzliches aneinander zu messen und durcheinander zu deuten etc.

In ähnlicher Weise wird die Reproduktion durch die ästhetischen, religiösen, sympathetischen und alle anderen Interessen beeinflusst. Der von warmem religiösen Interesse erfüllte Geist kehrt zu religiösen Vorstellungen natür-

---

[1]) Die Ähnlichkeit zweier Objekte wird in der Regel darin bestehen, dass sie gewisse Bestandteile miteinander gemein haben. Tritt nun der eine Eindruck ins Bewusstsein — etwa das Gesichtsbild eines unbekannten Menschen, dem wir auf der Strasse begegnen — so sind damit zugleich Bestandteile der ähnlichen Vorstellung (des dem Unbekannten ähnlichen Freundes) im Bewusstsein gegeben, die dann zufolge ihrer Assoziation mit den übrigen Bestandteilen der ganzen Vorstellung (des Freundes) auch diese nach sich ziehen. Ebenso können gegensätzliche Vorstellungen oder solche, die im Verhältnis von Ursache und Wirkung stehen, bloss zufolge einer durch gleichzeitige Aufnahme früher zwischen ihnen hergestellten Assoziation einander reproduzieren, ohne dass hierbei das Denken und das logische Interesse beteiligt ist. So kann es sein, so ist es aber keineswegs immer.

lich öfter zurück, als der dagegen gleichgiltige; lebhaftes Interesse für eine Person weckt immer von neuem wieder die Erinnerung an diese wie an mancherlei damit verknüpfte Dinge, Verhältnisse, Erlebnisse u. s. w. Oft spielt dabei auch die jeweilige Gemütsstimmung eine wichtige Rolle. In fröhlicher Stimmung erinnern wir uns gern an lustige Geschichten, in trübseliger Stimmung an traurige Erlebnisse. „Wenn jemand bei Tage eine Gespenstergeschichte erzählt, so finden wir das in der Regel langweilig, und sie fällt platt zu Boden, bleibt vereinzelt. Wenn aber Nachts zwischen 11 und 1 Uhr dieses Thema angeschlagen wird, im alten Haus, in der nur notdürftig beleuchteten grossen Stube mit den altertümlichen Möbeln, und draussen heult der Sturm und die schlechtverwahrten Fensterläden schlagen und klappern, dann weiss jeder in der Gesellschaft eine und immer wieder eine andere zu erzählen: jetzt ist das Interesse dafür da, die Stimmung passt, und darum fallen uns alle diese Geschichten ein." (Ziegler „das Gefühl" S. 150.)

Die naheliegende Frage, wie denn das Interesse es anfange, ihm zusagende Vorstellungen aus dem — anscheinend doch ganz unzugänglichen — Bereiche des Unbewussten über die Schwelle des Bewusstseins zu ziehen, kann mit zweifelloser Sicherheit nicht beantwortet werden, da sich das unbewusst Seelische jeder direkten Beobachtung entzieht. Wir müssen uns hier an der — von der modernen Psychologie mit wachsendem Nachdruck anerkannten — Hypothese genügen lassen, dass das Seelenleben, weit entfernt, in dem Individualbewusstsein aufzugehen, in einer starken Unterströmung unbewusster oder doch „unterbewusster" (nicht in das Individualbewusstsein fallender) Vorgänge auch unter der Bewusstseinsschwelle sich abspielt, und dass beide Gebiete durch geheime Fäden mannigfach miteinander zusammenhängen, ohne dass wir zu beobachten und nachzuweisen vermögen, wie eins in das andre hineinspielt. Schon

die Tatsache der Reproduktion selbst, die aus bloss körperlichen Bedingungen (des Nervensystems) so wenig zu begreifen ist wie die Empfindung, nötigt zu dem Schlusse auf jenes unbewusst Psychische und dessen geheimen Zusammenhang mit dem Bewusstsein. Ebenso Erfahrungstatsachen wie diese, dass wir bekannte Gegenstände im Fluge wiedererkennen, ohne dass die früher von ihnen gewonnenen Vorstellungen, die das Erkennen bedingen, wieder ins Bewusstsein treten; dass wir beim Lesen, in der Unterhaltung etc. zahllose Worte und Wendungen richtig und sinnvoll verwenden, ohne dass deren Begriffsinhalt sich jedesmal erst wieder im Bewusstsein zu entfalten braucht; dass eine in absichtlichem Besinnen umsonst gesuchte Vorstellung sich hinterdrein, wenn wir bereits mit anderen Dingen beschäftigt sind, von selbst einstellt; dass wir in unseren Handlungen oft durch Motive bestimmt werden, über die wir uns selbst keine Rechenschaft zu geben vermögen u. dgl. Es mag E. v. Hartmann, der Philosoph des Unbewussten, zu weit gegangen sein, wenn er behauptet, dass nur die psychischen „Phänomene“ (Objekte) ins Bewusstsein fallen, jede psychische „Tätigkeit“ aber unbewusst sei[1]); immerhin dürfte er der Wahrheit näher kommen, als die Vertreter der einseitigen „Bewusstseinspsychologie“, die alles unbewusst Seelische leugnen.

Durch seine Beziehungen zur Reproduktion gewinnt das Interesse Einfluss auch auf die Vorgänge der Apperzeption, die, ganz kurz gesagt, darin besteht, dass neue Eindrücke in ihrer Auffassung und Deutung durch ältere verwandte Vorstellungen beeinflusst werden. Bei solchen Apperzeptionsakten wenigstens, die verschiedene Möglichkeiten der Deutung des neuen Eindrucks zulassen, geschieht es nicht selten, dass die Vorstellungen den Ausschlag geben, die mit der stärkeren Triebkraft des Inter-

---

[1]) E. v. Hartmann „die moderne Psychologie“. S. 75 ff.

esses verbunden sind bzw. einem im Moment der Apperzeption das Gemüt gerade beherrschenden Interesse entsprechen. So kommt es, dass der Maler eine Naturerscheinung mit anderen Augen sieht als der Forscher, das ängstliche Gemüt zur Nachtzeit Gespenster erblickt, wo es am Tage nur Bäume sieht u. dgl.

c) Vorstellungs-Assoziation.

Das Interesse ist ferner ein wichtiger Faktor der Vorstellungs-Assoziation. Die Grundbedingung jeder Vorstellungsverbindung liegt in der synthetischen Natur des Bewusstseins selbst, die wir mit Kant als einen apriorischen Wesenszug des menschlichen Geistes betrachten. Wäre diese Einheit des Bewusstseins nicht ursprünglich gegeben, wäre das Bewusstsein seiner Funktion nach von Haus aus ein Vielfaches — sei es eine Vielheit selbständiger psychischer Elemente, wie die „Assoziationspsychologie" lehrt, sei es eine Vielheit von Funktionen der vielen Hirnzellen, wie der Materialismus meint —, so begriffe sich wohl der Wechsel der Vorstellungen und ihr zeitliches Nach- und Nebeneinander, nicht aber das Wissen darum, nicht das bewusste Verbinden und Aufeinanderbeziehen der Vorstellungen. Sie wären und blieben dann „zerstreute Glieder ohne vereinigendes Band und darum unfähig, irgend welche Assoziationen miteinander einzugehen" (Wundt), einer einheitlichen Zusammenfassung in einem Bewusstsein ebenso unfähig, wie etwa die vielen Gedanken der vielen Köpfe einer menschlichen Versammlung.

Mit der Einheit des Bewusstseins ist die Möglichkeit der Assoziation gegeben; zu ihrer Ausführung aber bedarf es noch besonderer Antriebe und Anlässe. Diese bieten sich dem Geiste teils durch die objektiven (zeitlich-räumlichen) Zusammenhänge, in denen ihm die Eindrücke der Umgebung durch Vermittelung des Sinnes- und Nerven-

Apparates zufliessen, teils entstehen sie im Innern des Geistes selbst aus dem Spiel der Vorstellungen, dem Eingreifen des Willens und den mannigfachen Interessen. Nur mit diesen letzteren haben wir es hier zu tun.

Treffend bemerkt Höffding[1]), die Verbindung zwischen Gefühl und Vorstellung liege tiefer als die der Vorstellungen untereinander; bei allen Erfahrungen, Reflexionen etc. werde zumeist auf das Rücksicht genommen, was den Geist interessiere, so dass jede Vorstellung, die mit besonderem Interesse umfasst werde, zu einem „Assoziationszentrum“ werde, um welches sich nur die homogenen, zu jenem Interesse irgendwie in Beziehung stehenden Vorstellungen herumlagern. Ob diese „emotionelle Assoziation“ — bei der also Gefühl und Interesse entscheiden — auch in jede andere Art der Assoziation mit hineinspielt, wie Höffding meint, bleibe dahingestellt; jedenfalls reicht sie weiter, als es bei oberflächlicher Beobachtung den Anschein hat.

Es ist dies auch psychologisch wohl verständlich. Man denke zunächst an den ungeheuren Einfluss, den die egoistischen Interessen der Selbsterhaltung, des eigenen Vorwärtskommens, des Genusses etc. in der gesamten Lebensbetätigung jedes Menschen ausüben. Dieser Einfluss tritt zwar in der äusseren Lebensführung, in dem Gebahren und Handeln des Menschen, deutlicher in die Erscheinung, als in der Innenwelt der Vorstellungen, äussert sich hier aber in Wirklichkeit nicht minder kräftig und nachhaltig. Das starke Interesse, welches sich mit dem, was uns nützlich und schädlich, angenehm und unangenehm ist, verbindet, sichert den betr. Vorstellungen nicht nur eine hervorragende Aufmerksamkeit und Reproduktionsfähigkeit (S. 62 ff., 67 ff.), sondern hat auch zur Folge, dass sie mit

---

[1]) „Psychologie in Umrissen“, deutsch von Bendixen, 3. Aufl. S. 219 ff., 403.

anderen, durch die Beziehung von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck oder sonstwie ihnen nahestehenden Vorstellungen wieder und wieder in Verbindung gebracht werden und so mit diesen nach und nach zu mehr oder weniger festen Vorstellungsgeweben verwachsen. Wenn ein selbstisches Interesse — etwa bei dem Geizhalz, dem Schlemmer, dem Hypochonder etc. — abnorm überwiegt, können solche Vorstellungsgewebe ein Übergewicht und eine stereotypische Geschlossenheit erlangen, die das geistige Leben geradezu entstellen.

Wertvoller sind die assoziierenden Wirkungen der höheren Interessen. Warme Anteilnahme an dem Ergehen einer Person oder Personen-Gemeinschaft verwebt den Gedanken daran hundertfach mit anderen Eindrücken und Vorstellungen: nicht bloss weil jener Gedanke zufolge der Reproduktionskraft, die ihm das Interesse verleiht, immer von neuem wieder im Bewusstsein auftaucht und folglich sich mit anderen, die ihm hier zufällig begegnen, mechanisch assoziiert, sondern auch weil das Interesse intimere Beziehungen erst aufsucht und aufdeckt, die der Zufall des bloss zeitlichen Zusammentreffens im Bewusstsein keineswegs von selbst mit sich führt. Man denke nur an die vielen zarten Verschlingungen, in denen der Liebende den Gedanken an die Geliebte verwebt mit allem, was ihn umgibt und ihm begegnet.

Das religiöse Interesse verknüpft mit allen wichtigeren Erfahrungen den Gedanken an Gott und Ewigkeit. In den Wundern der Natur schaut das fromme Gemüt die Werke göttlicher Allmacht und Weisheit, in den Geschehnissen des eigenen Lebens wie des Weltlaufs das Walten göttlicher Vorsehung, das eigene Tun und Lassen stellt es unter die Autorität des göttlichen Willens und den Gesichtspunkt einer ewigen Vergeltung etc., und so werden zwischen den religiösen Ideen und den übrigen Bestandteilen des Bewusstseinsinhalts Fäden hinüber und herüber

geschlungen, wie sie eben dem Gedankengewebe einer religiösen Weltanschauung charakteristisch sind.

Das ästhetische Interesse sucht und findet in den Werken der Kunst wie in der umgebenden Naturwelt ästhetische Beziehungen — harmonische Verhältnisse, Kontraste, Beziehungen zum eigenen Seelenleben etc. —, die dem für das Schöne uninteressierten Geiste entgehen, und bringt an der Hand solcher Beziehungsfäden die neuen Eindrücke unter sich wie mit Objekten der Erinnerung in mancherlei assoziative Verbindungen, die der objektive (räumlich-zeitliche) Zusammenhang, in dem sich die Eindrücke jedem Beobachter aufdrängen, keineswegs von selbst vermittelt. Wenn von einer grossartigen Gegend der für die Schönheit der Natur lebhaft interessierte Wanderer eine reichere Ausbeute der Erinnerung heimbringt, als andere, so ist dies nicht bloss in der gesteigerten Aufmerksamkeit der Beobachtung (S. 61) begründet, sondern wesentlich auch in jener assoziierenden Kraft des Interesses.

Das intellektuelle Interesse, die Lust am Erkennen und die daraus folgende Wissbegier, lenkt nicht nur die Aufmerksamkeit des Geistes auf das der Erkenntnis Harrende und gibt ihm nicht nur Antrieb, in das Verworrene, Komplizierte zergliedernd einzudringen, sondern es erweist sich auch als die treibende Ursache der mannigfachsten logischen Gedankenverbindungen, in denen als Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Mittel und Zweck, als Gleiches, Gegensätzliches, Kontrastierendes etc. sich dauernd zusammenschliesst, was vorher im Bewusstsein isoliert stand. Schon in früher Kindheit macht sich dieses intellektuelle Interesse als starkes Motiv der Gedankenbewegung und Gedankenverbindung geltend, wie es uns namentlich in den zahllosen Fragen kleiner Kinder entgegentritt: Wie kommt das? Warum ist das so? Was soll das? Wer hat das gemacht? etc. etc. Wenn auch viele dieser Fragen zunächst noch unbeantwortet bleiben

müssen oder, weil die Wissbegier der Kleinen auch an das Unmögliche sich heranwagt, überhaupt nicht zu beantworten sind: in vielen Fällen gelangt das Kind doch wirklich zu der gesuchten Erkenntnis, deren Wesen in den meisten Fällen eben darin besteht, dass das, was vorher isoliert stand oder doch rein mechanisch verknüpft war, nun nach seinem logischen Zusammenhang erkannt und auf Grund dieses Zusammenhanges nun auch für das Bewusstsein dauernd verbunden wird. Es liegt in der Natur der Sache, dass bei fortschreitender Geistesentwicklung die Freude am Forschen und Erkennen stetig zunimmt und dass dieses wachsende Interesse als wachsender Antrieb zu immer reicheren und mannigfaltigeren Gedankenverbindungen wirken muss.

Schliesslich ist daran zu erinnern, dass neben den Fällen, wo das Interesse (Gefühl) die Verbindung der Vorstellungen begünstigt, auch solche vorkommen, wo es sie hindert. Bei der Beobachtung eines Naturobjektes, bei der geistigen Arbeit, im Unterricht etc. kann es geschehen, dass mit irgend einer der zugehörigen Wahrnehmungen und Vorstellungen zufolge einer auftauchenden Erinnerung oder aus sonstigen Gründen ein abseits liegendes Interesse sich verbindet, welches den Gedankengang in andere Bahnen lenkt und die beabsichtigten Vorstellungs-Verbindungen, die andernfalls mühelos erfolgt sein würden, erschwert oder überhaupt nicht zustandekommen lässt.

d) Gedächtnis.

Durch seine intimen Beziehungen zur Aufmerksamkeit, zur Vorstellungs-Reproduktion und Assoziation gewinnt das Interesse zugleich eine grosse Bedeutung für das Gedächtnis. Dass wir ceteris paribus das am sichersten behalten, was uns am meisten interessiert, ist eine bekannte Tatsache der Erfahrung, deren schon Cicero gedenkt[1]). Sie

[1]) „Omnia quac curant meminerunt" (de senectute 21).

erklärt sich zunächst aus der gesteigerten Reproduktionskraft, die, wie wir S. 67 ff. zeigten, jede Vorstellung durch ein mit ihr sich verbindendes Interesse erwirbt. Zu dem Interessanten kehren wir lieber zurück als zu dem Gleichgiltigen, beschäftigen uns lieber damit, denken öfter daran, und diese wiederholte Auffrischung der Vorstellungen trägt natürlich zur Befestigung ihrer gedächtnismässigen Eindrücke bei. Nicht minder kommt hier der innige Zusammenhang in Betracht, in dem das Interesse mit der Aufmerksamkeit steht (S. 58 ff.). Je mehr uns eine Sache interessiert, desto aufmerksamer fassen wir sie auf; je aufmerksamer wir sie aber auffassen, desto sicherer haftet sie im Gedächtnis. Was nur flüchtig durch das Bewusstsein gleitet, hinterlässt auch keine deutlichen und bleibenden Spuren; dagegen bleiben von solchen Vorstellungen, denen der Geist eine lebhafte Aufmerksamkeit entgegenbringt, die er also scharf fixiert und längere Zeit im Bewusstsein festhält, kräftige, dauernde Eindrücke[1]) zurück und damit zugleich die Bedingung eines treuen Wiedererinnerns. Endlich kommt das Interesse dem Gedächtnis dadurch zu Hilfe, dass es viele Vorstellungs-Verbindungen stiftet (S. 73 ff.); denn die assoziierten Glieder stützen einander und halten einander fest oder richtiger: auf Grund des erkannten und im Bewusstsein hergestellten Zusammenhanges bewahrt der Geist das einzelne nun auch in dieser Verbindung auf und reproduziert es in dieser Verbindung, viel zuverlässiger, als wenn es in dem Bewusstsein isoliert steht. Von grösster Bedeutung ist dieser Zusammen-

[1]) Ob diese unbewussten Residuen der bewussten Vorstellungen geistiger Art sind oder materieller Natur (Veränderungen in der Nervensubstanz) oder beides zugleich: diese hier nicht näher zu erörternde Frage, die verschieden beantwortet wird, macht für die in Rede stehende Tatsache keinen wesentlichen Unterschied aus; das psychische Resultat bleibt in jedem der möglichen Fälle das gleiche.

hang des Gedächtnisses mit dem Interesse natürlich für den Unterricht, der — von anderen Wirkungen des Interesses hier abgesehen — sichere, bleibende Ergebnisse des Wissens nur dann zu erzielen vermag, wenn er an die Interessenwelt des Kindes sich anzupassen und alles, was er bietet, auch das an sich Uninteressante, ihm durch die Art der Behandlung interessant zu machen versteht.

e) Phantasie.

Der Vorratskammer des Gedächtnisses entnimmt auch die Phantasie ihr Baumaterial: die Vorstellungs-Elemente, aus denen ihre Bilder sich zusammensetzen. Dem Stoff nach also an Gedächtnis und Erfahrung gebunden, schaltet sie mit ihm doch frei in der Form der Komposition, indem sie die Erinnerungselemente — abweichend von der bloss gedächtnismässigen Reproduktion und Assoziation — mannigfach umformt und in ganz neue Verbindungen bringt, so dass ihre Bilder niemals mit der Wirklichkeit sich decken[1]). Auch hier wieder erweist sich als kräftigster Hebel der geistigen Regsamkeit das Interesse, vorwiegend in seiner urwüchsigen und triebkräftigsten Gestalt des Gefühls. Es liegt dies auch ganz in der Natur der Sache. In jedem wärmeren Gefühl steckt eine gewisse Expansivkraft, die über die Schranken des Gewöhnlichen hinausdrängt und, wie sie in lebhaften Ausdrucksbewegungen sich kundgibt, den Wunsch und die Sehnsucht beflügelt, den Willen zu ausserordentlichen Leistungen befähigt, so auch die Phantasie treibt, die Erfahrung umzugestalten und die Welt zu malen, wie das Gefühl sie wünscht. Gewiss phantasiert der Geist viefach auch ohne

---

[1]) Bis zu gewissen Grenzen gilt dies für alle Vorstellungsbilder überhaupt, welche die Sinneseindrücke niemals ganz unverändert wiedergeben, stets eine gewisse Freiheit der Gestaltung in der Reproduktion erkennen lassen. Die unterscheidenden Züge sind also mehr gradueller, als spezifischer Natur.

diesen Impuls des Gefühls — z. B. wenn er in der Erzählung oder Schilderung ihm Dargebotenes zu Bildern gestaltet —; allemal aber, wenn er aus sich selber phantasiert, sind es Gefühle, die ihn dazu treiben. „Im Frühling wird der Jüngling leicht, in der Zeit der ersten Liebe fast ausnahmslos zum Dichter.“ Am innigsten verschwistern sich Phantasie und Gefühl in dem schaffenden Künstler. Das Gefühl ist die treibende Kraft seines künstlerischen Schaffens. Nur was er innerlich erlebt, also empfunden, gefühlt hat, vermag seine Phantasie lebensvoll zu gestalten, und so gilt von ihm vor allem das Wort des Faust „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“. Nicht bloss dass aus dem Gefühl ihm die Begeisterung, der Impuls zum künstlerischen Schaffen erwächst, sondern auf Schritt und Tritt wird dieses von Gefühlen begleitet, durchleuchtet, erwärmt und befruchtet. Was ihn befähigt, aus der Welt der Wirklichkeiten das ästhetisch Wertvolle, Bedeutsame, Symbolische, Typische herauszulösen, um es mit seiner Phantasie ästhetisch zu gestalten: das ist viel weniger die Reflexion des Verstandes, als die Feinsinnigkeit des wertempfindenden Gefühls, welches nicht nur sich selbst in die Dinge „einfühlt“, die eigenen Stimmungen, Gedanken etc. in sie hineinlegt, sondern auch alles ästhetisch Wertvolle aus ihnen unmittelbar „herausfühlt“. So ist das Gefühl „der Grund der Phantasie, aus der die Werke der Kunst geboren werden und welche das Verständnis aller natürlichen Schönheit eröffnet; denn in nichts anderem besteht diese schaffende und nachschaffende Kraft, als in der Feinsinnigkeit des Geistes, welche die Welt der Werte in die Welt der Formen zu kleiden oder aus der Verhüllung der Formen das in ihr enthaltene Glück herauszufühlen versteht“. (Lotze, Mikrok. I, 3. Aufl., S. 273.)

f) Denken und Erkennen.

Im Denken werden die Vorstellungen logisch aufeinander bezogen und nach Massgabe der erkannten Be-

ziehungen (Gleichheit, Unterschied, Gegensatz, Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, Ding und Eigenschaft etc.) miteinander verbunden oder voneinander geschieden. Wie das Interesse durch seine Beziehungen zur Aufmerksamkeit, Reproduktion und Assoziation der Vorstellungen mittelbar auch auf das Denken einwirkt, wurde bereits gezeigt (S. 58 ff., 69 f., 76). Es bestehen aber zwischen Denken und Interesse noch nähere Beziehungen.

In der Entwicklung des Individuums wie der Gattung geht dem wissenschaftlichen Nachdenken über den objektiven Zusammenhang der Dinge ein rein subjektiver (praktischer) Gebrauch des Verstandes im Dienste egoistischer Interessen voraus. Was nützt und schadet? Was hilft in der Not? Was bringt Genuss und befreit vom Schmerz? diese und ähnliche Fragen des Interesses der Selbsterhaltung und Selbstbefriedigung sind es, die ursprünglich das Nachdenken in Bewegung setzen, freilich auch in dem bereits fortgeschrittenen Geistesleben neben den ideellen Interessen immer noch eine grosse Rolle spielen. Die bei solchen Reflexionen von Anfang vorherrschende Kategorie ist die von „Zweck und Mittel“, und diese Kategorie selbst, wenngleich sie erkenntnistheoretisch als ein apriorischer Besitz des Geistes zu betrachten sein mag, wird wirksam und lebendig doch erst durch die treibende Kraft des Interesses (Gefühls). Denn als „Zweck“, also zu Wünschendes, zu Erstrebendes, wird von dem zwecksetzenden Geiste immer nur das vorgestellt, was für ihn einen Wert hat, irgend eine Lust oder die Beseitigung irgend einer Unlust bedeutet, und nur aus diesem Wertbewusstsein erwächst dem Verstande ein Antrieb, nach geeigneten Mitteln zur Erreichung des Zwecks sich umzusehen, wobei natürlich bereits gewonnene Erfahrungen ihm zur Seite stehen müssen. Aus dieser intimen Beziehung der Kategorie von Mittel und Zweck zu den ursprünglichsten und vitalsten Interessen des er-

wachenden Bewusstseins hat man mit Recht gefolgert, dass sie in der Entwicklung des Menschengeschlechts früher sich betätigt habe und in der Entwicklung jedes Individuums früher sich betätige, als die von Ursache und Wirkung, welche — nahe verwandt, aber doch schon eine objektivere Auffassung der Dinge bekundend — allmählich erst aus jener sich entwickle und losringe.[1]) Den ursprünglichen Zusammenhang des Zweckgedankens mit den Bedürfnissen des Gefühlslebens lässt auch das hoch und höchst entwickelte Geistesleben noch erkennen in seiner Neigung zu teleologischen Deutungen des Weltlaufs, die, wenn jetzt auch losgelöst vom Interesse des Egoismus, doch von sonstigen (religiösen, ethischen, ästhetischen) Interessen stark beeinflusst zu sein pflegen, jedenfalls mehr, als die auf die Erkenntnis des kausalen Zusammenhanges der Dinge sich nüchtern beschränkende Forschung.

Wie stark und nachhaltig die Wirkungen sind, die

[1]) In der Individual-Entwicklung fallen die ersten Anfänge dieses Nachdenkens wohl schon in das Säuglingsalter. Gefühle — des Schmerzes, des Hungers etc. — lösen zunächst rein instinktiv allerlei Bewegungen aus, zweckmässige wie unzweckmässige. Durch ihren Effekt (Beseitigung des Schmerzes, Befriedigung) erlangen natürlich die zweckmässigen Bewegungen bald das Übergewicht, d. h. die zugehörigen Vorstellungen (z. B. der Saugflasche und der zu ihrer zweckmässigen Verwendung dienenden Bewegungen) treten im Bewusstsein des kleinen Kindes vor den übrigen hervor und assoziieren sich fester als diese mit dem Anfangs- und Schlussgliede des Prozesses (Hunger — Ergreifen der Flasche — Befriedigung). An diese zunächst rein zeitliche Aufeinanderfolge der Vorgänge knüpft dann als erste und elementarste Äusserung des Logischen sich die Erkenntnis, wie durch bestimmte Bewegungen die gewünschte Befriedigung eines Triebes zu erlangen ist, und in dieser Erkenntnis äussert sich — wenn auch noch so impliziert und dunkel — zweifellos schon die Kategorie von Zweck und Mittel, während die über das subjektive Bedürfen und Wünschen sich erhebende Erkenntnis des objektiven Kausalzusammenhanges erst bei fortgeschrittener Entwicklung des kindlichen Bewusstseins einsetzt.

das intellektuelle Interesse, also die Freude am Erkennen und geistigen Fortschritt wie die Unlust des Gegenteils, auf die Vorgänge und die Entwicklung des menschlichen Denkens ausübt, wurde in anderem Zusammehange (S. 69 f., 76 f.) bereits erwähnt. Hier sei noch besonders hervorgehoben, was für den Unterricht und dessen intellektuelle Erfolge von grosser Bedeutung ist, dass der Einfluss dieses Interesses, eben weil es ihm nur um Fortschritt und Erkenntnis als solche zu tun ist, sich durchweg in der Richtung des Förderlichen bewegt, nie hemmend und störend in die Entwicklung des Denkens eingreift. Dadurch unterscheidet es sich von allen übrigen Interessen. Auch diese zwar, die Interessen des Egoismus wie die ideellen (religiösen, ethischen, ästhetischen etc.) Interessen, leisten der Intelligenz vielfach Vorschub, da aus der Bewertung der in ihrer Sphäre liegenden Dinge natürlich mancherlei Antriebe erwachsen, schärfer und gründlicher über sie nachzudenken, als es ohne diesen Impuls geschehen würde. Aber daneben können diese Interessen in die Denktätigkeit doch auch störend und hemmend eingreifen, besonders solange sie noch ganz im Gefühle stecken bleiben, noch nicht zu objektiven Werturteilen sich abgeklärt haben. (S. 33 ff.) Das Sprichwort, dass der Wunsch der Vater des Gedankens sei, trifft gewiss für viele Fälle zu; der Wunsch aber ist wiederum ein Kind des Interesses. Dass unser Denken in seinen Urteilen, Definitionen, Folgerungen etc. so oft das Rechte verfehlt, ist nicht immer bloss in mangelnder Erfahrung und Schärfe des Denkens begründet, sondern oft auch darin, dass Gefühlsinteressen und Herzenswünsche die Nüchternheit und Klarheit der Auffassung trüben, als wesentlich erscheinen lassen, was nur im Lichte unseres Interesses, nicht aber an sich wesentlich ist, über manches hinwegsehen lassen, was unseren Wünschen zuwider, aber doch an sich wertvoll und bedeutsam ist. Besonders ein starkes Interesse des Egoismus und daraus

folgendes Begehren, so sehr es in der Richtung des Begehrten die Verstandestätigkeit anzuspornen und zu schärfen pflegt, kann doch für andere, jedem nüchternen Denken naheliegende Erwägungen den Verstand geradezu blind machen. Die Geschichte der Leidenschaft und des Verbrechertums bietet dafür die lehrreichsten Beispiele. Selbst die edelsten und höchsten Interessen — der Religion, des Patriotismus etc. — wenn sie über unklare Gefühle nicht hinauskommen und dann wohl gar fanatischen Charakter annehmen, können das Urteil wie den Willen des Menschen irreleiten. Die Weltgeschichte weiss manches davon zu sagen.

Dies alles hat vorzüglich der Erzieher zu bedenken. So sehr er sich angelegen sein lassen muss, das kindliche Gemüt für alles Gute und Edle lebendig zu interessieren, soll er doch nie vergessen, dass das kindliche Wertbewusstsein auf die Dauer nicht in blossen Gefühlen stecken bleiben darf, sondern — wenn auch allmählich — immer in bestimmte, klare Werterkenntnisse hinüberzuleiten ist, die mit dem Gefühl, aus dem sie erwachsen, wohl die Motivkraft, aber nicht dessen irreleitende Wirkungen teilen.

g) Bewusstseins-Inhalt.

Indem das Interesse alle Prozesse des geistigen Lebens beeinflusst, wird es mitbestimmend natürlich auch für dessen Inhalt, im Kleinen wie im Grossen. Dies gilt schon für das Gebiet des rein Sinnlichen. Zufolge der Enge des Bewusstseins werden die Sinneseindrücke in der Regel nicht mit allen ihren Bestandteilen deutlich aufgefasst und in der Erinnerung bewahrt; welche von ihnen besonders beachtet und eingeprägt werden, welche nicht, das ist zumeist von der Richtung der Aufmerksamkeit abhängig, diese aber wiederum, wie S. 58 ff. gezeigt, von dem treibenden Interesse. Schon in den frühesten Stadien der Geistesentwicklung macht sich dieser

Einfluss geltend. Dass wir gewisse Bestandteile der Sinneseindrücke — die Doppelbilder vor und hinter dem fixierten Objekte, die durch den blinden Fleck bedingte Lücke im Gesichtsfelde, die Obertöne u. ä. — gar nicht bemerken bzw. nur durch ad hoc verschärfte Aufmerksamkeit oder künstliche Mittel entdecken, findet seine Erklärung zum Teil gewiss wieder in der Enge des Bewusstseins, zum Teil aber auch in der bis in die Anfänge der Geistesentwicklung zurückreichenden Gewohnheit, nur auf das zu achten, was für das Erkennen und den Gebrauch der Aussendinge von Interesse ist.[1]) Im Laufe der Entwicklung ergeben sich dann aus der individuellen Verschiedenheit der Interessen auch mancherlei individuelle Verschiedenheiten des Bewusstseins-Inhaltes, der Vorstellungen, Begriffe etc. Dasselbe Objekt oder diese und jene Eigenschaft desselben Objekts ist dem einen wertvoll, dem anderen gleichgiltig, so dass der eine aufmerksam auffasst und immer wieder beachtet, was der andere ignoriert, und umgekehrt. Daraus folgt natürlich, dass auch in der Erinnerung, in den Vorstellungsbildern und Begriffen der verschiedenen Geister die Dinge sich verschieden spiegeln, selbst unter gleichen Bedingungen der Umgebung, Erfahrung, Bildung etc. Und nicht bloss in den einzelnen Bestandteilen des Bewusstseinsinhalts, sondern in seiner ganzen Lebensanschauung und Geistesrichtung ist jeder Mensch mehr oder weniger von seinen Interessen abhängig. Welche Stellung man nimmt zu den Fragen der Religion, der Ethik, der Politik, der Pädagogik, ob man gläubig ist oder ungläubig, konservativ oder liberal, Humanist oder Realist, Optimist oder Pessimist etc.: über das alles entscheidet nicht einseitig der Verstand, sondern ganz wesentlich auch das Gemüt mit seinen Interessen, Bedürfnissen und Wünschen. Tausende huldigen einer materia-

---

[1]) Vgl. v. Helmholtz „Vorträge und Reden“ 1888, I. S. 105 ff.

listischen Weltanschauung nicht aus wissenschaftlicher Überzeugung, sondern weil ihnen der Gedanke an Gott und Ewigkeit und sittliche Verpflichtung unbequem, ihren einseitig auf das Materielle gerichteten Interessen und Wünschen zuwider ist. Weil sie von Gott nichts wissen wollen, reden sie sich den Gottesgedanken aus und konstruieren sich eine Welt ohne Gott.[1]) Es kann aber auch umgekehrt das religiöse Interesse, besonders wenn der Hang zum Wunderbaren überwiegt, die Erkenntnis trüben (S. 83) und in Widersprüche führen mit dem, was Vernunft und Forschung als zweifellose Wahrheit erkannt hat. Und hat sich das Gemüt einmal an solche Irrtümer gehängt, so lässt es sehr schwer von ihnen, denn es ist konservativer als der Verstand. Das zeigt sich im Leben des einzelnen wie der Völker, und nicht bloss in Angelegenheiten der Religion, sondern auf allen Gebieten des geistigen Lebens.

---

[1]) Man vergl. dazu den Brief Pauli an die Römer, Kap. 1, V. 18, wo der Verlust der Gotteserkenntnis auf die ἀδικία (die böse Herzens- und Willens-Richtung) der Menschen zurückgeführt wird.

3. Die Bedeutung des Interesses für das Wollen und Handeln.

Hat der Mensch überhaupt einen Willen? Einige Psychologen glauben allen Ernstes diese Frage verneinen zu müssen.[1]) Was man gewöhnlich als „Wollen" bezeichne, so sagen sie, sei bei Lichte besehen nur ein Komplex von

---

[1]) Nach Ziehen („Leitfaden der physiol. Psychologie", 2. Aufl., S. 18 f.) ist bei einer sogen. Willenshandlung im Bewusstsein nur gegeben 1. eine Bewegungsvorstellung (etwa das Erinnerungsbild einer Greifbewegung, die ich früher schon oft ausgeführt habe und die mir jetzt als Ziel vorschwebt) und 2. Empfindungen (Gefühle), welche mich belehren, dass die Bewegung ausgeführt ist: das Sehen der Armbewegung, das Fühlen des ergriffenen Gegenstandes, Muskelgefühle etc. „Zwischen Bewegungsvorstellung und Bewegungsempfindung schiebt sich kein psychischer Vorgang." „Streng genommen motorische (aktive) Elemente existieren in unserem psychischen Leben nicht; alles ist entweder Empfindung oder Erinnerungsbild, ein Drittes existiert nicht." Dennoch kann Ziehen nicht umhin, immer wieder von „willkürlichen", „gewollten", „beabsichtigten" Bewegungen zu reden, womit er selbst erkennen lässt, dass das „Wollen" eben doch nicht ganz aus der Welt zu schaffen ist. Was er tatsächlich beweist, ist nur dies, dass der Akt des Wollens als solcher nicht im Bewusstsein gegeben, nicht beobachtbar ist; daraus folgt aber nicht, dass er überhaupt nicht existiert.

Im wesentlichen denselben Standpunkt wie Ziehen nimmt Münsterberg ein in seiner Schrift „die Willenshandlung".

Schärfer erfasst den Sachverhalt E. v. Hartmann, der auch zwar das Gegebensein des Wollens im Bewusstsein leugnet, darum aber doch seine Realität — im Unbewussten — gelten lässt. „Alles, was psychisches Phänomen (Objekt) ist, kann nicht unbewusste psychische Tätigkeit sein, und alles, was unbewusste psychische Tätigkeit ist, kann nicht psychisches Phänomen sein, sondern solche nur produzieren. Das Bewusstsein ist nur eine lückenhafte Begleiterscheinung des unbewussten psychischen Prozesses". „Das Wollen ist unmittelbar unfähig bewusst zu werden, weil es nicht produziertes Phänomen, sondern produktive Tätigkeit ist; es wird nur mittelbar aus Vorstellungen, Empfindungen und Gefühlen erschlossen." („Die moderne Psychologie", S. 75 ff., S. 197.) Dem kann man unbedenklich zustimmen.

Gefühlen und Vorstellungen, die zum Handeln drängen oder das Handeln begleiten (Unlustgefühle der Entbehrung, Tätigkeitsgefühle, Bewegungsvorstellungen etc.); ein Wollen als besonderer Seelenvorgang neben jenen Gefühlen und Vorstellungen sei im Bewusstsein nicht nachweisbar, also nicht vorhanden. Richtig ist daran, dass der Akt des Wollens als solcher uns nicht unmittelbar bewusst wird. Das gilt aber auch von jeder anderen seelischen Tätigkeit, dem Wahrnehmen, Vorstellen, Denken etc. Was in das Bewusstsein fällt, sind allemal nur die Objekte dieser Tätigkeiten (das Sinnesbild, Vorstellungsobjekt, das Gedachte etc.), nicht sie selbst; dennoch müssen sie (unbewusst) existieren, so gewiss nach dem Kausalitätsgesetz jede Wirkung ihre Ursache hat. Das Gleiche gilt von der Tätigkeit des Wollens, die sich auch nicht unmittelbar beobachten lässt, aber aus der Vorstellung des Gewollten, den Entscheidungen und Handlungen notwendig erschlossen werden muss. Die Leugnung des Wollens läuft im letzten Grunde hinaus auf eine Leugnung psychischer Aktivität und Kausalität überhaupt und steht und fällt mit der materialistischen Voraussetzung, alles Wirkliche und Wirkende sei körperlich, das Psychische nur eine schattenhafte, wirkungslose Nebenerscheinung des Körperlichen. Mit dieser Auffassung haben wir uns bereits (S. 39 ff.) auseinandergesetzt.

Der Begriff des Wollens, an dessen Tatsächlichkeit wir also — in Übereinstimmung mit der überwiegenden Mehrzahl der Psychologen — festhalten, wird bald weiter, bald enger gefasst. Im weiteren Sinne versteht man darunter jedes seelische Streben (Begehren, Trieb, Verlangen) überhaupt, im engeren Sinne das durch Überlegung, Wahl und Entscheidung geregelte. Da es auf eine subtile Scheidung dieser Begriffe hier nicht ankommt, werden wir das Wort, wo es ohne besondere Einschränkungen ge-

braucht wird, der Einfachheit wegen in dem weiteren Sinne nehmen.

Der Wille wirkt nach innen und nach aussen, auf das eigene Geistesleben (willkürliche Aufmerksamkeit, Reflexion etc.) und auf die Aussenwelt — durch Handlungen. Wir denken hier nur an „Willenshandlungen", schliessen also alle nicht gewollten (mechanischen, reflexartigen, instinktiven, bloss gewohnheitsmässigen) Verrichtungen, die bisweilen in den Begriff des Handelns mit einbefasst werden, von diesem aus. Mit der „Automatentheorie", welche die Willenshandlung, wie überhaupt jeden kausalen Zusammenhang körperlicher Verrichtungen mit psychischen Vorgängen leugnet und alles Handeln ausschliesslich aus körperlichen Bedingungen automatenhaft hervorgehen lässt, haben wir uns bereits S. 53 ff. abgefunden und dürfen hier darauf zurückweisen.

Jedes Wollen, sonach auch jedes Handeln in dem bezeichneten Sinne, ist durch psychische Ursachen motiviert: eine Erfahrungstatsache, durch die zwar nicht *jede* Freiheit der Wahl überhaupt, wohl aber eine Willkür im Sinne einer völlig unbedingten, grundlosen Entscheidung ausgeschlossen wird.

Der Begriff des Motivs kann in weiterem und engerem Sinne genommen werden. Im weiteren ist darunter die Gesamtheit der Bedingungen zu verstehen, an welche die Entstehung eines Wollens (Begehrens) gebunden ist. In diesem Sinne fallen unter den Begriff des Motivs auch die rein intellektuellen Vorgänge des Wahrnehmens, Vorstellens und Denkens; denn alles Wollen setzt als Bedingung seines Zustandekommens selbstverständlich irgend ein Wissen von dem Dasein und der Beschaffenheit des Gewollten voraus. Im engeren Sinne ist der Begriff so zu nehmen, wie es das Wort „Motiv" seiner etymologischen Bedeutung nach vorschreibt, also als die

treibende Ursache, die das Wollen in Bewegung setzt. In diesem Sinne — in dem hier das Wort genommen werden soll — sind alle Motive eingeschlossen in das Interesse. Was nicht interessiert, also das Gleichgiltige, übt auf den Willen keinerlei bestimmenden Einfluss; das folgt ohne weiteres aus dem Begriff des Gleichgiltigen, dessen Wesen eben darin besteht, dass es uns weder anzieht noch abstösst, also das Begehrungsvermögen unberührt lässt. Das blosse Wissen um Dasein und Beschaffenheit einer Sache tut es nicht. So notwendig es ist als Voraussetzung und Vorbedingung eines Strebens oder Widerstrebens, reicht es doch keineswegs aus, dieses in Bewegung zu setzen. Tausend Dinge kennen wir ganz genau und nehmen sie doch nicht in unsern Willen auf, weil wir ihnen keinerlei Wert beimessen.[1]) Immer nur das wirkt motivierend, was irgendwie wertgeschätzt wird, mag dieses Wertbewusstsein in dunkelsten Gefühlen oder in klarster Werterkenntnis sich geltend machen. Erst

---

[1]) Nach Wundt („Grundriss der Psychologie", 7. Aufl. S. 222) soll jedes Motiv sich sondern lassen „in einen Vorstellungs- und einen Gefühlsbestandteil, von denen wir den ersten den „Beweggrund", den zweiten die „Triebfeder" des Willens nennen können. Wenn ein Raubtier seine Beute ergreift, so besteht der Beweggrund in dem Anblick der Beute; die Triebfeder kann in dem Unlustgefühl des Hungers oder des durch den Anblick erregten Gattungshasses bestehen". Aber was den Willen des Raubtieres in Bewegung setzt — so ist doch das Wort „Beweggrund" aufzufassen? — ist nicht die Vorstellung (der Anblick) der Beute, sondern Hunger oder Hass. Fehlte beides gänzlich, so würde das Raubtier die Beute trotz ihres Anblickes in Ruhe lassen. Wohl ist die Vorstellung des Beutetieres Vorbedingung seines Begehrt- und Ergriffenwerdens, in gewissem Sinne auch Beweggrund (Anlass, auslösende Ursache) des Gefühls — wenigstens des Hasses —, aber sie ist nicht das den Willen unmittelbar Bewegende. Die Unterscheidung zwischen „Beweggrund" und „Triebfeder" ist überdies willkürlich, da beides sprachlich im Grunde doch einunddasselbe bedeutet.

durch seine Bewertung wird das Gegenständliche, in der Vorstellung nur objektiv Gegebene zur subjektiven Angelegenheit des nunmehr teilnehmenden, gleichsam parteinehmenden Ich und eben dadurch erst triebkräftig.[1]) Nicht dass jeder Wertungsakt sofort in Willensentscheidung und Willenshandlung sich umsetzen müsste; was mit psychologischer Notwendigkeit aus ihm hervorgeht, ist zunächst nur ein bezügliches Streben (Wünschen, Verlangen) bzw.

---

[1]) Lotze sagt darüber: „Wollen wir das schwer zu umgrenzende Gebiet dessen, was wir tun (das „Handeln"), von dem abscheiden, was in uns oder aus uns geschieht, so scheint der erste trennende Grund in den Gefühlen der Lust und Unlust zu liegen, welche die inneren Ereignisse entweder begleiten oder ihnen fehlen. Eine Äusserung, die mit (mechanischer) Notwendigkeit aus der Einwirkung der Eindrücke auf uns entspränge, ohne dass der Wert dieser Eindrücke für uns durch ein Gefühl des Wohl oder Wehe gemessen worden wäre, würden wir nicht Anlass finden durch den Namen einer Handlung vor anderen Wirkungen auszuzeichnen. Selbst dann nicht, wenn bewusste Vorstellungen die aus dem Reize entstandene Erschütterung unseres Inneren begleiteten und die endliche Rückwirkung nur durch das Mittelglied einer Gedankenreihe hervorgerufen würde. Unsere Äusserung würde dann zwar eine verwickeltere Entstehung haben, aber sie wäre im wesentlichen doch den Erfolgen ähnlich, welche von der mechanischen Anregung jedes Werkzeugs von zusammengesetztem Bau zu erwarten sind. Im blossen Wissen und Abbilden der Dinge kommen wir uns teilbar vor, und eine Vorstellungsreihe, die sich in uns bewegt, scheint nur eine beschränkte Gegend unseres Wesens einzunehmen und seinen übrigen Bestand uninteressiert zu lassen. Was an sie als Äusserung sich anknüpft, betrachten wir noch nicht als eine Tat des Ich, sondern als ein Ereignis, das aus ihm entspringt. Erst in den Gefühlen der Lust und Unlust wird das Ich sich der Zugehörigkeit seiner einzelnen Zustände zu ihm selbst und seiner eigenen totalen Ergriffenheit bewusst; was aus ihnen hervorgeht, erscheint uns als eine gesammelte Rückwirkung unserer ganzen Natur". „Wille und Sehnsucht sind das, was sie sind, nur dadurch, dass sie sich auf einen gefühlten Wert ihres Zieles beziehen. Könnte man das Streben eines intelligenten Wesens von jedem Schatten lust- oder leidvoller Teilnahme für sein Ziel befreien, so würde es sich

Widerstreben, dessen Weiterentwicklung zur Tat natürlich wesentlich bedingt ist durch die jeweiligen Umstände und den ganzen Zusammenhang des äusseren und inneren Lebens, in dem oft genug die Gelegenheit zur Betätigung fehlt und noch öfter Hindernisse (äussere Schwierigkeiten, widersprechende Interessen) sich entgegenstellen, vor denen das Gewünschte zurücktreten muss. Allemal aber, wo es — ohne äusseren Zwang, aus freier Wahl des Ich — zu bewusster Entscheidung kommt, ist diese durch ein Interesse motiviert, und zwar, wenn mehrere Interessen miteinander kollidieren, durch das stärkere. So fordert es auf Grund des Kausalitätsgesetzes die Logik, und so lehrt es die Erfahrung, die unwidersprechlich bezeugt, dass wir in allem unseren Wählen und Wollen dem Zuge unserer Interessen folgen.

Entsprechend den beiden Polen des Interesses (S. 10 f.) äussert sich dessen Triebkraft in zweifacher Richtung, so nämlich dass das, was positiv bewertet wird, ein Streben (Begehren), was negativ bewertet wird, ein Widerstreben und beides unter den bereits angegebenen Bedingungen dann auch eine Entscheidung pro oder contra zur Folge hat. So bedeutet für den Willen das Interesse dasselbe, was für die Bewegungen lebloser Körper die Kräfte der Attraktion und Repulsion. „Si l'univers physique est soumis aux lois de mouvement, l'univers moral ne l'est pas moins à celles de l'intérêt.“ (Helvetius.)

In den ersten Entwicklungsstadien des Seelenlebens, wo das Interesse ganz im Gefühl aufgeht (S. 33), wird auch

---

wieder in jenen unlebendigen Wirkungsdrang verwandeln, aus dem wohl physische Ereignisse, aber keine Handlungen entspringen“. (Mikrok., II. Bd., 2 Aufl., S. 311 f.) — Sehr fein und treffend, nur dass das Wertbewusstsein, wenn es auch stets in Gefühlen wurzelt, doch nicht stets in Gefühlen sich äussert, sondern nach und nach auch intellektuelle Formen annimmt, ohne darum seine intimen Beziehungen zu dem Ich und seine Motivkraft einzubüssen. (S. 33 ff.)

alles Begehren ganz unmittelbar durch Gefühle — meist sinnlicher Art — motiviert. Auch in dem ferneren Verlaufe der Entwicklung macht sich das Gefühl als unmittelbar bestimmendes Motiv noch immer in weitem Umfange geltend; aber indem bei fortschreitender Geistesbildung das Wertbewusstsein, welches anfänglich ganz im Gefühle aufging, mehr und mehr zur Sache der Erinnerung und des Gedankens wird, behauptet das Gefühl seine ursprüngliche Alleinherrschaft nicht dauernd, sondern es treten ihm nach und nach jene intellektuellen Formen des Interesses zur Seite, die wir früher als „Wertvorstellung" und „Werturteil" bezeichneten und als motivierende Kräfte neben dem reinen Gefühlsinteresse erkannten. (S. 33 ff.) Da freilich auch diese Formen des Interesses aus dem Gefühl herauswachsen, durch das allein aller Wert und Unwert sich ursprünglich unserem Bewusstsein erschliesst, führt sich insofern alle Motivkraft letzten Endes doch auf das Gefühl zurück. Ein Geist, der ganz im Intellektuellen aufginge, nie eine Regung von Lust oder Unlust gespürt hätte, würde jeglichen Interesses bar sein, daher keinerlei Antrieb in sich finden, irgend etwas zu begehren und zu wollen.

Mit dieser Auffassung der Sache befinden wir uns in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der namhaften Psychologen, nur mit dem Unterschiede, dass diese das Interesse meistens ganz im Gefühl aufgehen und daher auch alle Motivation des Wollens ganz unmittelbar von diesem ausgehen lassen. Der Wichtigkeit der Sache wegen mögen sie hier wenigstens mit einigen kurzen Sätzen zu Wort kommen. Lotze: „Fragen wir nach den Kräften, die das Handeln in Bewegung setzen, so können wir nicht leugnen, dass das Trachten nach Festhaltung und Wiedergewinn der Lust und nach Vermeidung des Wehe die einzigen Triebfedern aller praktischen Regsamkeit

sind.“ (Mikrok. II, 3. Aufl., S. 312.) Vgl. dazu auch oben S. 91. Anm. — J. H. Fichte: „Alles, was im Triebe und im bewussten Willen auftritt, muss seine erste Quelle und seinen unwillkürlichen Ursprung im Gefühle haben.“ (Psychologie, II, 137.) — Fechner: „Wir finden, dass in uns selbst alles, was den Charakter der Unlust trägt oder uns aus dem Gesichtspunkt des Übels erscheint, grundgesetzlich eine psychische Tendenz mit sich führt, diese Unlust, dies Übelscheinende zu beseitigen, indes das Lustvolle, das, was uns als gut erscheint, das Streben nach seiner Erhaltung oder Steigerung in uns erweckt.“ (Zendavesta I, S. 287.) — Horwicz: „Es ist ein vermittelnder Faktor notwendig, welcher die Umsetzung des Erkennens in Begehren veranlasst. Ein solches Mittelglied haben wir tatsächlich am Gefühl; wo eine Vorstellung von Gefühl begleitet ist, wird sie diesem Gefühl entsprechend in Begehren umgewandelt, wo nicht, nicht.“ „Es gibt kein Begehren, das nicht seinen Grund in einem Gefühl hat“. (Psycholog. Analysen auf physiolog. Grundlage I, S. 153; II. B. S. 61.) — v. Kirchmann: „In die Seele treten viele Vorstellungen ein, welche an sich zum Ziele einer Handlung genommen werden könnten; dennoch geschieht dies nicht bei allen. Dies zeigt, dass das blosse Vorstellen und Denken nicht zureicht, das Wollen zu erwecken, sondern dass noch ein anderes hinzutreten muss. Dies ist der Beweggrund. Der Beweggrund kommt nicht aus dem reinen Vorstellen, auch nicht aus dem Begehren, sondern er entspringt aus den Gefühlen.“ (Grundbegr. d. Rechts u. d. Moral, S. 4.) — Ziegler: „All unser Tun ist durch Gefühle kausiert.“ „Ursprünglich ist jedes Wollen, in seiner einfachen Form als Begehren, ein Wollen von Lust oder ein Widerwille gegen Unlust, also gerichtet auf meinen Gefühlszustand. Freilich will man bald scheinbar nicht mehr das Gefühl, sondern den Gegenstand, der das Gefühl erregt; aber doch erst, wenn und seitdem

der Gegenstand bekannt ist als der, der das Gefühl befriedigt, und immer nur darum, weil er es befriedigt. Tatsächlich kann ich mich daher niemals für etwas entscheiden, was zu meinem Gefühl in gar keiner Beziehung steht." „Das Gefühl schafft Werte . . . nur was für mich Wert hat, wird von mir erstrebt, unternommen und getan." (Das Gefühl, 3. Aufl. S. 288, 308, 322.) — Jodl: „Das Gefühl ist der letzte und ausschlaggebende Wertmesser." „Nicht die Vorstellung allein wirkt als ideomotorischer Akt, sondern erst die Vorstellung plus Gefühl, die mit Lust oder Schmerz verknüpfte, wird als Streben wirksam." „Das Wollen richtet sich nach dem Gefühl; jedes Gefühl führt seinen eignen Willen mit sich." (Lehrb. d. Psychol. 1896, S. 427, 718 ff.) — A. Riehl: „Das Wirkliche, auf uns Wirkende wird nicht bloss mit dem Verstande erfasst, es wird auch mit dem Gemüte erlebt, durch das Gefühl geschätzt, von dem Willen erstrebt. Solcher Gestalt entspringen Ideen oder Werte." „Ohne Werte wäre unsere Lebensfahrt ohne Kompass, und auch die Sterne fehlten, um danach zu steuern." (Zur Einführung i. d. Philos. der Gegenw., 2. Aufl., S. 182, 188.)

Auch die Vertreter des Voluntarismus, der als das Primäre und eigentlich Wesentliche des Geistes den Willen betrachtet, führen, wenn sie auch die ersten Anfänge des Wollens anders erklären bzw. unerklärt lassen müssen, das bewusste Wollen in der Regel doch auch auf das Gefühl als treibende Ursache zurück. Wundt: „Motive sind stets von Gefühlen begleitete Vorgänge, und die Gefühle erscheinen uns dabei als diejenigen Motivelemente, die den eigentlichen Grund der Tätigkeit enthalten. Ohne durch Gefühle erregt zu werden, würden wir nicht wollen." (Vorles. über Menschen- und Tierseele, 2. Aufl. S. 239.) „Alles Handeln entspringt aus Gefühlen, die nach Befriedigung streben; fehlten diese, so würde das Leben in jeder seiner Äusserungen stille stehen." (System

d. Philos., S. 641)[1]). — Paulsen: „Keine Willensregung, die nicht im Gefühl zum Bewusstsein käme, und kein Gefühl, das nicht zugleich Willensantrieb wäre." (Einl. i. d. Philosophie, 2. Aufl. S. 116.) — Höffding: „Das innige Verhältnis zwischen Gefühl und Wille ist mit der Tatsache gegeben, dass starkes und lebhaftes Gefühl Motiv des Wollens ist. Erkenntniselemente an und für sich führen nicht zur Willensbewegung." „Gefühl und Wille haben dies gemein, dass sich in beiden eine persönliche Ergriffenheit und Erregtheit durch das Erkannte zeigt, wodurch wir uns an dasselbe knüpfen und bewogen werden, dafür zu wirken und zu streben." (Psychologie in Umrissen, 3. deutsche Aufl., S. 132.) — E. v. Hartmann leugnet zwar eine unmittelbar motivierende Wirkung des Gefühls („reale Gefühle begleiten allerdings häufig den Motivationsvorgang und können dann als Symptom für seine Lebhaftigkeit dienen, aber sie sind dann nicht Ursache des erregten Willens, sondern Symptom und Begleiterscheinung desselben, sein Widerschein im Bewusstsein" — moderne Psychologie, S. 198); er erkennt aber doch an, dass die Vorstellung eines künftig zu erlangenden oder abzuwehrenden Gefühls als Motiv des Willens wirkt (ebendort), und tadelt an Herbart, dass er den dem Werturteil zugrundeliegenden Gefühlscharakter verkenne, „was dann zu ganz schiefen Konsequenzen führe, z. B. zur Leugnung jeder Kraft oder Willensenergie des Beifalls und Missfallens" (das sittliche Bewusstsein, 2. Aufl., S. 100).

Mit dieser Bemerkung kennzeichnet E. v. Hartmann richtig einen der wundesten Punkte der Herbartschen Psychologie. In ihrer mechanischen Konstruktion des

---

[1]) Später hat Wundt diese Auffassung — nicht glücklich — dahin modificiert, dass als Quelle des Willens nur der „Affekt" gelten, dieser aber, wie überhaupt das Gefühl, als blosse Teilerscheinung des ganzen Willensvorganges angesehen werden soll. (Vgl. Grundriss d. Psychol., 7. Aufl. 1905, S. 219 ff.).

ganzen Seelenlebens aus dem Wechselspiel verselbständigter Vorstellungskräfte macht sie von diesem mechanischen Getriebe mit seinen Bewegungen, Hemmungen, Spannungen, Komplikationen etc. auch alle Vorgänge des Strebens, Wollens und Handelns abhängig und schaltet damit jede kausale Bedeutung nicht nur des Gefühls, sondern auch jeder Erkenntnis, insonderheit jeder Wert-Erkenntnis, aus. Das Begehren erscheint hier als das „Sichemporarbeiten einer Vorstellung gegen Hindernisse“ (Hemmungen), die Willensentscheidung als ein mechanischer Ausgleich streitender Vorstellungsmassen, in dem die stärkere obsiegt, die entgegenstehenden Vorstellungen verdrängt und die gleichartigen sich aneignet; die Werturteile wirken entscheidend nicht aus einer ihnen innewohnenden Kraft der Wertschätzung, sondern nur sofern sie „mit einer starken Gedankenmasse zusammenhängen, die, indem sie sich mehr und mehr im Bewusstsein ausbreitet, allmählich die (entgegengesetzte) anschwellende Begierde niederdrückt“. (Herb. sämtl. Werke, ed. Hartenstein, V, 165). Es liegt nicht in unserer Absicht, diese Auffassung, die wir S. 3 ff. bereits skizzierten, hier des näheren zu beleuchten und zu widerlegen, zumal sie für die psychologische Wissenschaft der Gegenwart kaum noch mehr als historischen Wert hat.[1]) Nur mit einigen Einwendungen, die von Anhängern dieser Richtung gegen die von uns vertretene Ansicht erhoben sind, werden wir uns in Kürze noch abfinden müssen.

Erfahrungsgemäss, so wirft man ein, werde gar nicht immer das begehrt, was interessiere, sondern oft auch ganz Gleichgültiges. Gewiss scheint es manchmal so; aber bei genauerer Prüfung solcher Fälle stellt sich doch allemal

---

[1]) Zu etwa erwünschter näherer Orientierung dürfen wir auf unsere Schrift „die haupts. Irrtümer der Herbartschen Psychologie und ihre pädagog. Konsequenzen“, Oldenburg, Schulze, 2. Aufl. (besonders S. 130 ff.) verweisen.

heraus, dass allerdings irgend welche Wertschätzung zugrundeliegt, die nur deshalb leicht übersehen wird, weil sie zu individueller Natur ist. Manches, was objektiv betrachtet, also für das Allgemeinurteil der Gesamtheit, wertlos ist, kann darum doch für eine ganz bestimmte individuelle Gemütsart oder Gemütsstimmung und unter ganz bestimmten individuellen Umständen wertvoll erscheinen und deswegen begehrt werden. Wenn das eigensinnige Kind nach einem Gegenstande, auf den es sonst vielleicht keinen Wert legt, ungestüm verlangt, so ist ihm in diesem Zustande der Caprice der Besitz insofern doch nicht gleichgültig, als es damit eben seinen Willen durchsetzen will und sich unbefriedigt fühlt, so lange dies nicht geschehen. Oder wenn der Geizhalz danach verlangt, mit seinem Golde zu spielen, so ist diese Beschäftigung, objektiv betrachtet, gewiss etwas sehr Gleichgültiges, aber ihm selbst in seiner verschrobenen Gemütsart bereitet jenes Spiel wirkliche Freude, und deshalb begehrt er danach. Ähnliches lässt sich in allen anderen Fällen nachweisen, wo scheinbar Gleichgültiges begehrt wird.

Dass bisweilen auch das Unangenehme begehrt, das Angenehme geflohen wird, muss zugegeben werden; aber in allen derartigen Fällen wird das Unangenehme nicht um seiner selbst willen begehrt, das Angenehme nicht um seiner selbst willen vermieden, sondern nur in der Absicht, ein grösseres Übel zu meiden oder ein grösseres Gut zu erlangen bzw. zu behaupten; so z. B. wenn der Kranke nach der bitteren Medizin verlangt, um Heilung zu erlangen.

Ebenso unzutreffend ist der Einwand, es werde doch tatsächlich manches wertgeschätzt, ohne begehrt zu werden; folglich könne die Wertschätzung nicht als zureichendes Motiv des Begehrens betrachtet werden. Diesem Einwurfe liegt die Voraussetzung zu Grunde, dass eine Wirkung b,

welche auf die Ursache a sich zurückführt, allemal und unter allen Umständen eintreten müsse, sobald a sich einstelle. Diese Voraussetzung ist aber falsch; sie übersieht, dass a, wennschon es die zureichende Ursache des b ist, dieses doch dann nicht hervorbringen kann, wenn seinem Wirken Hindernisse entgegenstehen. Ein Magnet, der ausreichend stark ist, ein ihm nahegebrachtes Stück Eisen von bestimmter Grösse und Schwere anzuziehen, vermag dies natürlich nicht zu leisten, wenn das Stück Eisen durch andere Kräfte festgehalten wird. Sollen wir darum dem Magneten seine Anziehungskraft absprechen? Ganz ähnlich verhält es sich mit den seelischen Vorgängen. Wenn sich in unserem Bewusstsein irgend ein Interesse geltend macht, ohne ein bezügliches Begehren oder Wollen auszulösen, so hat dies darin seinen Grund, dass dem Aufkommen dieses Wollens Hindernisse entgegenstehen, etwa andere, stärkere Interessen, die dem Willen eine andere Richtung geben. Dass die Mutter, die ihr Kind mit einer süssen Speise füttert, welche ihr selber gut schmecken würde, diese dem Kinde gleichwohl nicht entzieht, ja nicht einmal dem Verlangen danach Raum gibt, erklärt sich einfach genug aus ihrer mütterlichen Liebe. Diese Liebe zum Kinde ist in diesem Falle jenes „Hindernis“, jenes stärkere Interesse, welches das bezügliche Begehren entweder gar nicht aufkommen lässt oder es doch im Keime erstickt. In anderen Fällen steht vielleicht das Bewusstsein der Unerreichbarkeit eines Wunsches entgegen, der Gedanke an die Schwierigkeiten, die uns entgegentreten, an die unangenehmen Folgen, die uns entstehen würden, wenn wir dem Verlangen Raum geben wollten, und ähnliches. Man darf die einzelnen seelischen Vorgänge, um sie richtig zu deuten, eben nicht aus dem Zusammenhange des ganzen Seelenlebens herausreissen; wie in der Welt des materiellen Geschehens, so vermag auch hier das einzelne nur insoweit zu wirken

und sich geltend zu machen, als ihm dies der Zusammenhang des Ganzen gestattet. Das ist es, was jener Einwurf übersehen hat.

Aber, so wendet man schliesslich ein, ist es denn nicht eine allgemein anerkannte Forderung, dass der Mensch sich in seinen Wünschen, Entschliessungen und Handlungen von seinem Verstande leiten lassen solle? Und steht nicht die Beobachtung, dass dies in sehr vielen Fällen tatsächlich geschieht, in Widerspruch mit der Behauptung, dass nur das Interesse motivierend auf den Willen einwirke, das Interesse, mit dessen Gefühlswärme doch der „kalte Verstand“ nichts gemein zu haben scheint? Wir haben darauf zunächst zu erwidern, dass das Interesse, wenn auch ursprünglich ganz im Gefühle aufgehend, nach und nach doch, wie S. 35 ff. gezeigt, in die Form des Werturteils übergeht, und dass dieses Werturteil, wiewohl es aus dem Gefühl herauswächst und nur insofern als motivkräftig sich erweist, selbst doch nicht mehr Gefühl ist, sondern bereits eine intellektuelle Funktion des Verstandes, der in diesem Urteil die einzelnen Werteindrücke des Gefühls resumierend zusammenfasst. Insoweit würden also Interesse und Verstandestätigkeit einander nicht ausschliessen. Aber auch in den zahllosen Fällen, wo das Interesse ganz im Gefühl aufgeht und unmittelbar als solches den Willen motiviert, lässt sich damit der behauptete Einfluss des Verstandes doch vereinbaren — freilich nicht in dem Sinne, dass seine Reflexion als eigentliches Motiv (S. 89 f.) den Willen in Bewegung zu setzen und insofern das Gefühl zu ersetzen vermöchte, wohl aber in dem Sinne, dass er regelnd auf unsere Wünsche und Entschliessungen einwirkt. Das ist es ja, was den Menschen wesentlich vor dem Tiere auszeichnet und ihm zugleich eine gewisse Freiheit der Willensentscheidung sichert, dass er die Fähigkeit besitzt, zu überlegen, ehe er sich entscheidet, dass er nicht blindlings dem

Motive (Interesse) folgen muss, welches augenblicklich gerade in seinem Bewusstsein vorherrscht, sondern rückschauend und vorschauend auch andere Interessen zu Worte kommen zu lassen und die verschiedenen Möglichkeiten des Handelns zu erwägen vermag. Diese Reflexion des Verstandes ist erfahrungsgemäss für unsere Bestrebungen und Entschliessungen von weitreichender Bedeutung; aber dennoch bleibt es dabei, dass das, was nun schliesslich den Willen in Bewegung setzt, immer irgend welche Interessen sind, seien dies wirkliche Gefühle, seien es aus dem Gefühl erwachsene Wertvorstellungen und Werturteile. Hier sollte nur der erstere Fall erwogen werden. Gesetzt — um an einem Beispiel den Sachverhalt zu veranschaulichen — ein Diener erregt den Unwillen seines Herrn. Dieser ist nahe daran ihn fortzujagen. Aber er geht noch einmal mit sich zu Rate. Unter anderem gedenkt er der armen Mutter des Dieners, die durch dessen Entlassung in grosse Betrübnis und Not versetzt werden würde. Das Mitgefühl erwacht, und dieser Regung seines guten Herzens folgegebend, beschliesst er noch einmal Gnade zu üben. Hier ist der Entschluss wesentlich bedingt durch die angestellte Überlegung; sie war es, die den Herrn vor einer übereilten Entscheidung entgegengesetzter Art bewahrte, sie war es, die den Gedanken an die arme Mutter und damit zugleich das Gefühl des Mitleids auslöste; aber Antrieb und Kraft zu der löblichen Entschliessung gab darum doch nicht jene Reflexion, sondern das Gefühl des Mitleids. Ähnlich verhält es sich in allen Fällen dieser Art. Der Einfluss, den die Verstandes-Reflexion auf unsere Bestrebungen und Entschliessungen ausübt, liegt also, allgemein gesagt, nicht darin, dass sie aus sich den Willen zu einer Entscheidung anzutreiben vermöchte, sondern nur darin, dass sie vor übereilten Entschliessungen bewahrt, dass sie auf die verschiedenen Möglichkeiten des Handelns und deren Folgen hinweist und ausser dem

gerade das Bewusstsein beherrschenden Motive (Interesse) auch andere, vielleicht viel wichtigere, Motive zu Wort kommen lässt. So ist der Einfluss des Verstandes auf den Willen nicht sowohl ein treibender, als ein regelnder, und passend hat man ihn verglichen mit einem Wegweiser, der dem Wanderer den rechten Weg zeigt, ohne ihm darum den Antrieb zum Wandern zu geben, oder mit einem Perpendikel, welches die Bewegung des Uhrwerks reguliert, ohne sie zu bewirken.

Ähnlich verhält sich's mit den „Grundsätzen“ (Prinzipien, Maximen) des Handelns, die als unerlässlicher Bestandteil eines „Charakters“ angesehen zu werden pflegen. Abgesehen hier von den nicht seltenen Fällen, wo wir ein Handeln „aus Grundsatz“ mit einem Handeln „aus Gewohnheit“ verwechseln, haben auch diese Maximen nur eine regelnde Bedeutung, und die Triebkraft, die ihnen zugeschrieben zu werden pflegt und innezuwohnen scheint, kommt nicht aus ihnen selbst, sondern aus dem Interesse, welches ihnen zugrundeliegt (S. 36 f.) oder erst zufolge ihrer Betätigung — als Freude am sittlichen Handeln und am Wachstum des eigenen sittlichen Wertes — mit ihnen sich verbindet. Davon kann auch der Grundsatz aller Grundsätze nicht ausgenommen werden, der „kategorische Imperativ“ Kants, dessen Verbindlichkeit und bestimmende Kraft Kant selbst, zufolge falscher Auffassung des Gefühls wie des Motivbegriffes, grundsätzlich von allem Gefühlsmässigen gelöst wissen wollte, tatsächlich aber davon doch nicht lösen konnte und nicht gelöst hat, da er als Antrieb seiner Erfüllung die „Achtung“ vor dem Pflichtgebot voraussetzte und ausdrücklich forderte (S. 2 f., 104). Das ist im Grunde nichts anderes, als wenn wir fordern, dass der Mensch das Gute tun solle um seiner selbst willen, d. h. aus Wohlgefallen oder aus Interesse am Guten.

V. Ethische Bedenken.

Die Auffassung, dass alle Willensregungen durch Interessen motiviert und diese wieder auf Gefühle der Lust und Unlust zurückzuführen seien, scheint unvermeidlich in die Moral des Egoismus zu führen. Als alleinige Triebfeder des Strebens ist Lust und Unlust doch wohl auch dessen alleiniger Gegenstand und Zweck? Ist aber all unser Trachten darauf gerichtet, Lust zu erlangen und Unlust zu meiden, so gibt's doch kein uneigennütziges Handeln und also auch keine echte Moral?

Die praktische Philosophie hat sich bekanntlich viel mit dieser Frage beschäftigt. Kant war der Meinung, dass ein durch Gefühle motiviertes Handeln notwendig eigennütziger Natur sei, und forderte deshalb, dass das sittliche Handeln, als unvereinbar mit egoistischen Motiven, ganz vom Gefühle sich freimachen, das Pflichtgebot der Vernunft lediglich um seiner selbst willen erfüllen solle.

Dass ein Egoismus, der nur auf das eigene Wohl bedacht ist, sich mit wahrer Sittlichkeit nicht verträgt, darin hat Kant zweifellos recht. Das ist im Grunde zu allen Zeiten der Menschen Meinung gewesen. So sehr von je her die Ansichten über das, was gut und böse ist, geschwankt und so viele Wandlungen sie im Laufe der Jahrtausende erfahren haben: stets wurden doch die Handlungen der Selbstverleugnung, der Unbestechlichkeit, der Uneigennützigkeit, der Aufopferung des eigenen Ich für die Allgemeinheit oder für eine grosse Idee unbedingt höher bewertet, als die Handlungen des Eigennutzes. Dem starken Zuge dieses der menschlichen Natur tief eingewurzelten Wertbewusstseins folgend, haben auch manche Ethiker,

die theoretisch den Egoismus in der Moral rechtfertigten oder gar verherrlichten, durch die Praxis des eigenen Lebens ihre Theorie in erfreulichster Weise widerlegt.

Nicht darin also irrte Kant, dass er egoistische Motive mit echter Sittlichkeit für unvereinbar hielt, wohl aber darin, dass er meinte, jedes aus Gefühlen entspringende Handeln sei darum egoistisch. Er hat sich in diesem Punkte ja auch selbst korrigiert, indem er die „Achtung“ vor dem Sittengesetz — doch auch ein Gefühl — als Antrieb seiner Erfüllung anerkannte und forderte (S. 3).

Freilich ist nichts so sehr Angelegenheit des Ich, nichts so subjektiv, wie das Gefühl bzw. jeder aus ihm hervorgehende Akt der Wertung (S. 13); in diesem Sinne ist, wenn man so will, alles Interesse und alles daraus entspringende Handeln eigenste Sache des Ego, Egoismus. Aber unter dem Gesichtspunkt des Ethischen ist das Wesentliche des Egoismus nicht dies, dass subjektive Wertungen den Willen in Bewegung setzen, sondern — wie es treffender als das Wort „Egoismus“ die Worte „Selbstsucht“ und „Eigensucht“ ausdrücken — dies, dass eigene Lust oder Vermeidung eigener Unlust, kurz eigener Vorteil, gesucht wird. Das sind zwei durchaus zu scheidende Gesichtspunkte, durch deren Vermengung in diese Frage viel Unklarheit und Missverständnis hineingetragen ist. „Motiv“ und „Zweck“ des Handelns ist durchaus nicht gleichbedeutend, und das Gefühl (Interesse), welches zum Handeln drängt, ist keineswegs immer zugleich der begehrte Erfolg oder Zweck.[1])

---

[1]) „Daraus, dass der Zweck (oder das Objekt) des Triebes etwas ist, das Lust erregt oder zu erregen scheint, folgt nicht, dass derselbe notwendigerweise das Lustgefühl selbst ist. . . . Das Motiv, die bewegende Kraft der Triebhandlung, wie auch der eigentlichen Willenshandlung, ist das durch die Vorstellung vom Zweck erregte Gefühl, nicht aber, wenigstens nicht anfangs oder immer, das Ge-

Dass in manchen Fällen beides tatsächlich zusammenfällt, soll nicht geleugnet werden. Wenn wir einen sinnlichen Genuss, an dem wir uns augenblicklich erfreuen, festzuhalten oder früher Genossenes, dessen wir uns erinnern, wiederzugewinnen trachten, wenn wir einem Schmerze, der uns augenblicklich quält oder dessen Wiederkehr wir fürchten, zu entgehen suchen, so ist hier und in ähnlichen Fällen die gefühlte oder gedachte Lust oder Unlust Beweggrund und Ziel unseres Strebens (Widerstrebens) zugleich. Und nicht bloss mit sinnlichen Dingen verhält es sich so, sondern auch mit den höheren, ideellen Gütern des Lebens. Die Lust am Forschen und Erkennen, die Freude am Schönen in der Natur wie in der Kunst, das Glück, von anderen sich geachtet zu wissen, und das unglückliche Bewusstsein des Gegenteils, das selige Gefühl eines guten Gewissens und die Qual des bösen: alle diese und viele ähnliche Gefühlszustände machen sich oft genug als Motive in dem Sinne geltend, dass die treibende Lust oder Unlust zugleich das ist, was wir begehren oder fliehen. In solchen Fällen wird eigene Lust begehrt oder eigener Unlust widerstrebt, bleibt also das Wollen in den Grenzen des Egoismus — allerdings eines bereits stark veredelten. Aber so ist es nicht immer. Zahllose Werke helfender und rettender Nächstenliebe geschahen und geschehen noch immer aus reinem uneigennützigen Wohlwollen. Zwar die materialistische Ethik unserer Zeit versichert, dass sich bei sorgfältiger Prüfung als Motiv solcher Handlungen doch immer irgend ein — wenn auch noch so versteckter und noch so feiner — Eigennutz ausweise. Gewiss liegt ein solcher manchen anscheinend selbstlosen

---

fühl, welches durch die Vorstellung erregt wird, dass wir nach Erreichung des Zweckes Lust fühlen werden". (Höffding „Psychologie in Umrissen", 3. deutsche Aufl. S. 431 f.)

Handlungen tatsächlich zu Grunde, sei es jener gröbere Egoismus, der nach Lohn und Ehre geizt, sei es jener feinere, der mit seinem Wohltun den quälenden Anblick fremder Not beseitigen oder sich das frohe Gefühl der Selbst-Zufriedenheit verschaffen will. Aber neben der Möglichkeit und Wirklichkeit einer solchen Handlungsweise besteht zweifellos doch auch die Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Fälle, wo das Wohl der Mitmenschen gewollt und durch die Tat gefördert wird ohne jede eigennützige Nebenabsicht, sei es aus reiner Liebe, sei es aus reinem Pflichtgefühl eines starken Gewissens, sei es aus anderen selbstlosen Motiven. Was in dem Lied „vom braven Mann", in der „Bürgschaft" und ähnlichen Liedern die Dichter preisen, es ist in der Tat kein leerer Wahn. Geschichte und Gegenwart weisen viele Beispiele auf von aufopfernder, in den Tod sich gebender Liebe (Mutterliebe, Vaterlandsliebe etc.), wo gegenüber der Grösse des Opfers alle egoistischen Motive versagen. Wohl mag auch das schon geschehen sein, dass jemand für andere sein Leben opferte, weil er dessen überdrüssig war, oder weil er im Unterlassungsfalle Folgen zu fürchten hatte, die ihm noch schlimmer dünkten als ein schneller Tod, also aus egoistischen Motiven; aber in tausend Fällen lag es anders, wurde ein frohes, hoffnungsvolles Leben in den Tod gegeben, ohne dass aus der Unterlassung Folgen hätten entstehen können, die der Grösse des Opfers irgend äquivalent waren.[1]) Auch in solchen Fällen auf ego-

---

[1]) Sogar im Leben der Tiere wird nicht selten der Selbsterhaltungstrieb höheren Trieben, besonders dem der Mutterliebe, untergeordnet. Dass Tiere sich für ihre Jungen opfern, sie bis in den Tod verteidigen, die Aufmerksamkeit der Verfolger von ihnen auf sich selber ablenken u. s. w., ist eine oft beobachtete Tatsache, aus der man auch für das menschliche Seelenleben Schlüsse ziehen darf. Mag solche Mutterliebe immerhin auf einen Gattungs-Instinkt zurückzuführen sein, der für die Erhaltung der Gattung zweckmässig

istischen Beweggründen bestehen, heisst dem Gesetze der Kausalität Hohn sprechen; denn, wie gesagt, steht hier die Grösse der Handlung und des Opfers in keinem Verhältnis mehr zu der Triebkraft etwa in Betracht zu ziehender Motive des Eigennutzes. Nur aus der aufflammenden Gewalt eines grossen edlen Gefühls — des Mitleids, patriotischer Begeisterung etc. — lassen sich solche aufopfernde Handlungen befriedigend erklären.

Während in den angezogenen Beispielen das Handeln, wenn auch frei von Eigennutz, doch insofern immer noch einen eudämonistischen Zug an sich trägt, als es das Wohlergehen anderer Menschen bezweckt, fehlt es auch nicht an Beispielen ethischen Handelns, welche mit irgend welchen Rücksichten auf ein zu erzielendes Glück, überhaupt auf irgend einen dabei herauskommenden „Erfolg" ausser jedem Zusammenhange stehen. Gesetzt, ein Mensch mit stark ausgeprägtem Wahrheitsgefühl ist der Versuchung ausgesetzt, eine Unwahrhaftigkeit zu begehen, von der er mit Bestimmtheit weiss, dass sie nicht an den Tag kommen und weder ihm noch anderen Schaden bringen wird, aber er überwindet dennoch die Versuchung und bleibt bei der Wahrheit: so kann man das allerdings aus der egoistischen Zweckrücksicht erklären, dass er sich das quälende Gefühl der Reue ersparen, das frohe Gefühl der Selbstzufriedenheit erhalten will; aber psychologisch nicht minder zulässig ist die andere Deutung, dass ganz abgesehen von diesen oder ähnlichen Erfolgen lediglich die Liebe zur Wahrheit bzw. die Abscheu vor der Lüge als solche den Willen bestimmt. Wenn Sokrates, gehorsam den Gesetzen, jeden leicht zu bewerkstelligenden und entschuldbaren Rettungsversuch ausschlagend, den Gift-

---

ist, jedenfalls begreift sie sich nicht als eine Äusserung des individuellen Selbsterhaltungstriebes und beweist also, dass schon im Tierreiche der Egoismus nicht alleinherrschend ist.

becher trinkt, so mag es psychologisch wieder zulässig sein, diese Handlungsweise zurückzuführen auf die Besorgnis, dass im anderen Falle die gute Sache, in deren Dienst er sein Leben gestellt hatte, Schaden erleiden werde, oder auf das egoistische Motiv, dass er den Ruhm der Tugend nicht verscherzen oder sich nicht um die Seligkeit im Jenseits bringen wollte; ebenso berechtigt aber ist die andere Erklärung, dass er, ganz abgesehen von allen Folgen und Erfolgen seines Handelns, lediglich dem Drange seines stark entwickelten Rechts- und Pflicht-Gefühls folgeleistete, der Stimme jenes „Dämonischen", wie er es nannte, die auch sonst für sein Tun und Lassen entscheidend war.[1]) Ebenso in vielen anderen Fällen ähnlicher Art.

Wer die Unmöglichkeit derartiger Handlungsweisen bestreitet, hängt eben in dem Irrtume, dass Motive und Zwecke des Handelns einfürallemal zusammenfallen und dass insonderheit das Gefühl nur insofern treibende Kraft besitze, als das Gefühlte in Form irgend eines erwarteten, bezweckten Erfolges, Genusses etc. begehrt werde. Eine sorgfältige Beobachtung des Seelenlebens belehrt uns darüber, dass dem durchaus nicht immer so ist. In dem

---

[1]) Auch theoretisch huldigte Sokrates keineswegs einer Nützlichkeitsmoral, wie manche irrtümlich meinen. „Was gut ist, steht an sich fest, mag es auch noch so schwierig sein, es zu erkennen. Es wird nicht erst durch seine Folgen zum Guten gemacht. Nicht also weil es nützlich ist, ist es gut; weil es das Gute ist, muss es auch nützlich sein, sollte es dem Anschein nach noch so schädlich sein, sollte es selbst über unser eigenes Leben hinwegsehen und hinweggehen. Und wenn es den Tod befiehlt, gut bleibt gut. Genau dies ist die Anschauung des Sokrates, der der Überzeugung lebte, dass es für den guten Mann kein Übel gibt, weder im Leben noch im Tode. Erst stellt Sokrates fest, was gut ist, dann beweist er, dass dieses Gute auch nützlich ist. . . . Es ist die gerade Umkehrung der Nützlichkeitsmoral." (A. Riehl zur Einführung i. d. Philos. d. Gegenw. 2. Aufl. S. 200 f.)

Gefühl steckt zweifellos eine gewisse Spannkraft, etwas Impulsives, was aus sich zu motorischer Äusserung, zur Betätigung drängt. In den Anfangsstadien individueller Entwicklung — darüber sind wohl alle Psychologen einig — setzen sich daher alle Gefühle ganz spontan und unmittelbar in motorische Vorgänge um. Auch bei dem erwachsenen Menschen äussern sich lebhafte Gefühle aus dem gleichen Grunde vielfach noch in mancherlei unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen, die oft nur durch eine starke Gegenwirkung des Willens aufgehoben — sei es nur im einzelnen Falle gehemmt, sei es dauernd überwunden — werden können. Durch diese Wärme und impulsive Art unterscheidet sich das Gefühl eben wesentlich von den intellektuellen Vorgängen des Wahrnehmens und Vorstellens. Während es sich bei diesen um gegenständliche, objektive Eindrücke handelt, die das Ich gleichsam nur „vor sich hinstellt“ und als gleichgiltiger Zuschauer beobachtet, wird es im Gefühle subjektiv ergriffen, über den Zustand kalter Gleichgiltigkeit hinausgehoben und in einen Zustand subjektiver Wärme und Ergriffenheit versetzt, der mit innerer Notwendigkeit eine treibende Kraft entwickelt und — je nach der Stärke des Gefühls mehr oder weniger lebhaft — zur Äusserung und Betätigung drängt. Das gilt nicht bloss von den sinnlichen, sondern ebensowohl von den höheren Gefühlen, auf die es beim sittlichen Handeln ankommt. Auch sie sind impulsiver Natur, und oft genug wirken sie motivierend bloss durch diese von innen treibende, vorwärts drängende Kraft, ohne dass noch der Gedanke an einen Zweck, an ein aus der Ferne winkendes Glück, sozusagen als Zugkraft von rückwärts, ergänzend hinzutreten müsste. Wer diese Möglichkeit leugnet, verrät Mangel an psychologischer Einsicht in die Natur des Gefühls. Wenn wir in unserem Gemüte von der Vortrefflichkeit eines ideellen Gutes — sagen wir beispielsweise von der Wahrheit und Erhaben-

heit eines grossen Gedankens — lebendig ergriffen sind, so wirkt diese Ergriffenheit mit psychologischer Notwendigkeit hinüber in das Gebiet des Strebens und Wollens und vermag aus sich selbst den Willen zu Handlungen anzutreiben, die natürlich irgendwie auf jene Idee gerichtet sind, aber ohne dass damit notwendig eigenes oder fremdes Glück bezweckt würde. Zwar wird bei derartigen Handlungen tatsächlich irgend ein heilsamer Erfolg für das Wohl des einzelnen oder der Gesamtheit herauskommen, und die oft sich wiederholende Beobachtung dieser Tatsache verleitet uns, diesen faktischen Erfolg als gewollten Zweck dem handelnden Subjekte unterzuschieben; aber das ist eine Vermengung objektiver und subjektiver Dinge, die psychologisch durchaus nicht zu rechtfertigen ist.

Was in dieser Beziehung von den Gefühlen gilt, erleidet seine Anwendung auch auf die anderen Formen des Interesses: Werterinnerung und Werturteil — freilich unter der Voraussetzung, dass es wirklich echte, aus dem warmen Urgrunde des Gefühls herausgewachsene Wertschätzungen sind, und mit der Einschränkung, die wir schon einmal machten, dass an unmittelbarer Triebkraft diese Formen des Interesses durch das wirkliche Gefühl übertroffen werden.

Aber die teleologische Auffassung des Gefühls, die wir S. 22 ff. vertraten, zwingt sie nicht doch in einen bedingungslosen Egoismus wieder zurück? Doch wohl nur scheinbar. „Indem das Gefühl — so sagten wir dort — in Lust bejaht, was das eigene Leben oder das Leben der Gattung materiell wie ideell befördert, in Unlust das Entgegengesetzte verneint, wird es zu einem bedeutsamen Antrieb, jenes aufzusuchen, dieses zu meiden, und somit zu einem wichtigen Hebel in der Aufwärtsentwicklung und Vervollkommung des einzelnen wie der Gattung“. Schon die Einbeziehung der Gattung, des Gemeinschaftsbegriffs,

lässt erkennen, dass es sich in dieser Teleologie nicht bloss um individuell-egoistische Wertungen und Strebungen handelt, sondern auch um solche von höherer, über das individuelle Dasein und Wohlergehen hinausgreifender Bedeutung. Zwar bleibt es dabei, dass wir in jedem Gefühl der Lust, auch in den edelsten Regungen des ästhetischen, ethischen, religiösen etc. Gefühls, irgend eine Förderung des eigenen individuellen Lebens erfahren — etwa in der freudigen Begeisterung, die das Anschauen einer edlen Tat erregt, deren wohltuende Harmonie mit den Forderungen unseres sittlichen Bewusstseins und eine Stärkung unserer sittlichen Natur — und es versteht sich, dass solche Gefühlsregungen auch unseren Willen in der Richtung des Guten beeinflussen. Aber es liegt dann die Sache doch nicht so, dass wir das Gute bejahen und wollen, weil wir künftige Lust am Guten *bezwecken*, sondern, wie S. 109 gezeigt, ganz unmittelbar und ohne jede Reflexion auf einen künftigen Zweck wächst aus der Freude am Guten dessen Bejahung und Wollen heraus. *Weil* mir das Gute gefällt, will ich es, nicht *damit* es mir künftig Wohlgefallen errege. So wenigstens kann es sein und ist es, wie die Selbstbeobachtung lehrt, wirklich in vielen Fällen. Wohl dürfen wir mit Sokrates (S. 108, Anm.) annehmen, dass alles Gute der Gesinnung wie des Handelns irgendwie und irgendwo, sei es für das handelnde Subjekt, sei es für die Gesamtheit, auch in einen heilsamen *Erfolg*, eine Förderung des ideellen Lebens, einen Glückszuwachs etc. ausläuft; aber diese Teleologie des Ethischen ist doch nur Gegenstand *philosophischer* Reflexion, die in der *Praxis* des Ethischen dem handelnden Individium in der Regel sehr fern liegt. Es ist daher ganz falsch, sie in die individuellen Motivationsprozesse als psychologisch notwendigen Bestandteil hineinzulegen. Man vergisst zu leicht, dass das Teleologische — nicht bloss in der leblosen Natur,

sondern auch im Seelischen — in weitem Umfange unbewusst waltet: unbewusst freilich nicht dem Weltgeiste, der die Zwecke setzt und verwirklicht, wohl aber den endlichen Wesen, in denen und für die sie verwirklicht werden. Wie die Tropismen der Pflanze für deren Lebensfähigkeit von erstaunlicher Zweckmässigkeit sind, ohne dass sie selbst davon eine Ahnung hat, wie alles instinktmässige Handeln nach E. v. Hartmanns treffendem Ausdruck ein „zweckmässiges Handeln ohne Bewusstsein des Zweckes“ ist, so bleibt auch das Teleologische des Gefühls der Erkenntnis des fühlenden Subjekts in vielen Fällen verschlossen (S. 24). Dass in der Lust des ästhetischen Gefühls sich irgend ein wohltätiger Einfluss des Schönen auf unser leibliches oder geistiges Leben geheimnisvoll ankündigt (S. 31), bleibt unbestritten; aber darauf reflektiert doch nur die ästhetische Theorie, nicht der ästhetisch Empfindende selbst, der im Gefühl den Wert des Schönen ganz unmittelbar erlebt, es daher auch ganz unmittelbar, ohne Reflexion auf Bedingungen und Zwecke, bejaht. Ebenso wird auch in der Praxis des sittlichen Urteilens das Gute — die Wahrheit, Gerechtigkeit, Treue etc. — in der Regel ganz unmittelbar, um seiner selbst willen bewertet, und damit hängt es zusammen, dass es auch um seiner selbst willen, aus reiner Verehrung seiner eigenen Würde, ausgeübt werden kann. Wir sagen: ausgeübt werden kann; denn nur darauf kommt es hier an, diese psychologische Möglichkeit festzustellen. Dass das Gute oft genug egoistisch in den Dienst persönlicher Zwecke gestellt wird, bedarf nicht erst besonderen Zugeständnisses; aber dass es nicht immer so ist und sein muss und dass unser Handeln, wenn auch im letzten Grunde immer durch Gefühle getrieben, darum doch keineswegs immer eigene Lust oder Vermeidung eigener Unlust bezweckt: dies zugestanden und anerkannt zu

wissen, erscheint uns im Interesse der Ethik wie der Pädagogik allerdings sehr wichtig.[1])

---

[1]) Selbst wenn — was wir bestreiten — dieses Zugeständnis psychologisch sich verbieten sollte und daran festzuhalten wäre, dass bei allem sittlichen Handeln als Motiv wenn nicht niederer, doch jener feinere Eigennutz mitwirke, der mit dem Guten die sittliche Befriedigung des eigenen Selbst bezweckt, würden wir damit einen universellen Egoismus in dem üblichen Sinne des Wortes nicht für erwiesen erachten. Ein Ich, in welchem Freude am Guten und Abscheu vor dem Bösen zu einer solchen Macht geworden ist, dass es in der Ausübung des Guten und Überwindung des Bösen seine höchste Befriedigung findet und um solch ideeller Befriedigung willen in der Sphäre des Natürlichen Selbstverleugnung zu üben vermag: ein solches Ich ist nicht mehr identisch mit dem natürlichen Ego, an dessen Selbstbefriedigung wir denken, wenn wir missfällig von „Egoismus" reden; sondern es ist eben ein sittliches Ich geworden, dessen individuelles Wollen in dem allgemeinen des Sittengesetzes, des sittlichen Ichs der Menschheit aufgegangen ist. „Wenn gesagt wird, der gute Mensch vollbringe das Gute, weil dies ihm mehr Befriedigung gewähre, als das Gegenteil, sei also im Grunde auch ein Egoist: so kann man das unbedenklich zugeben. Denn wie sehr unterscheidet sich doch für jeden und auf den ersten Blick dieser, nur durch das Schema der Kausalität gesetzte, sagen wir: scheinbare oder moralische Egoismus von dem wirklichen, d. h. dem individuellen Egoismus! Bei letzterem ist es das individuelle Ich, welches, vor selbstempfundenen Leiden fliehend, die Tat mit Notwendigkeit vollbringt. Bei dem moralischen Egoismus hingegen bleibt nur das Kausalitätsschema bestehen, ist aber von einem ganz anderen Inhalte erfüllt. Das individuelle Ich, der natürliche Mensch und sein Grundtrieb, der Egoismus, ist tatsächlich verleugnet und aufgehoben." Begreiflich freilich ist solche Wandlung nur metaphysisch aus dem verborgenen Zusammenhange des Menschengeistes mit der Gottheit. „Das Christentum lehrt, dass alles sittlich Gute von Gott herrührt, der in uns wirkt sowohl das Wollen als das Vollbringen. Kant hingegen lässt das Gute aus den an sich seienden Tiefen unserer eigenen Natur entspringen. Und hierin liegt nicht der mindeste Widerspruch. Denn das ist eben der grosse Sinn der Lehre Kants, dass der natürliche Mensch, welcher in diesem Fleische

Zu den gewonnenen Ergebnissen führte uns eine psychologische Untersuchung des Sittlichen wie es sich in seinem tatsächlichen Bestande der Beobachtung darbietet. Eine andere Frage ist die, ob nicht entwicklungsgeschichtlich angesehen, also wenn das Sittliche auf seine ersten Anfänge in der Menschheitsentwicklung zurückgeführt wird, alles menschliche Handeln ursprünglich doch ein rein egoistisches gewesen sei und alle die ideellen Interessen, die uns jetzt zu selbstlosem Handeln befähigen, aus ursprünglich niederen selbstischen Trieben (durch „Motivverschiebungen" und deren Vererbung) sich nach und nach erst entwickelt haben.[1]) Ein näheres Eingehen in diese Frage gehört nicht zu den Aufgaben, die sich unsere Schrift gestellt hat; auch ist sie, da sie die Grenzen

---

verkörpert ist und lebt und leidet und sündigt, nicht unser ganzes Wesen ausmacht, sondern nur eine Abirrung von unserem wahren, an sich seienden Wesen bedeutet, welches in den geheimnisvollen Tiefen der Gottheit ruht, von der der Apostel sagt: in ihm leben, weben und sind wir." (Deussen „der kategorische Imperativ" S. 26 ff.).

[1]) Die Auffassung, dass in der individuellen wie in der Gattungs-Entwicklung ein psychologisch begreiflicher Übergang von egoistischem zu selbstlosem Handeln durch „Motivverschiebungen" sich herstellen lasse, ist von Spinoza, Hartley, J. Mill u. a. vertreten. Um von seinen Mitmenschen Vorteile zu erlangen, freundlich behandelt, respektiert, in der Not unterstützt zu werden etc., muss der Egoist auch ihnen gefällig sein, dienen, helfen etc. Je öfter sich dieser Vorgang und in Verbindung damit die Beobachtung des Egoisten wiederholt, dass er durch die Beförderung des Wohles der Mitmenschen sein eigenes Wohl befördert, um so mehr findet er am Wohltun Gefallen, so dass schliesslich dieses Gefallen auch ohne den Gedanken an das eigene Ich, also als selbstloses Motiv, sich geltend machen kann. Das wäre ein Beispiel jener „Motiv-Verschiebung", deren Möglichkeit a priori nicht bestritten werden soll, die aber zu einer entwicklungsgeschichtlichen Ableitung des gesamten Sittlichen aus niederen Motiven des Egoismus keineswegs ausreicht. Zu näherer Orientierung, die hier nicht gegeben werden kann, verweisen wir u. a. auf Höffding („Psychologie in Umrissen"

der Erfahrung überschreitet, mehr Sache des Glaubens als der wissenschaftlichen Erkenntniss. Wir nehmen aber keinen Anstand zu bekennen, dass wir nicht an eine solche Entstehung des Sittlichen glauben, in diesem vielmehr einen Funken des Göttlichen im Menschen erblicken, dessen innerstes Wesen — wie wir in Übereinstimmung nicht nur mit dem Christentum, sondern auch mit der Philosophie eines Kant und Lotze überzeugt sind — in den geheimnisvollen Tiefen der Gottheit ruht. Aber selbst wenn die entwicklungsgeschichtliche Hypothese der Zurückführbarkeit alles Sittlichen auf ursprünglich niedere selbstische Triebe zu recht bestände, wäre damit doch die psychologische Tatsache nicht aus der Welt geschafft, dass in dem entwickelten sittlichen Leben des Menschen, mit dem wir es zu tun haben, der Egoismus nun doch nicht mehr alleinherrschend ist und die Fähigkeit, aus selbstlosen Motiven selbstlos zu handeln, tatsächlich ein integrierender Bestandteil unserer Natur geworden und als solcher zu respektieren ist — nicht minder, als z. B. die wundervolle Sehkraft des Auges, auch wenn dieses, wie die Entwicklungstheorie meint, aus primitivsten Urorganen eines dunklen Tastsinns sich zu seiner jetzigen Vollkommenheit erst allmählich herausgebildet hat.

Wir haben uns überzeugt, dass sich aus der psychologischen Bedingtheit des Willens durch das Interesse (Gefühl) ein universeller Egoismus menschlichen Handelns nicht ergibt. Ebenso wenig folgt daraus, dass die ethische Bewertung des Handelns als Massstab der Beurteilung den „Erfolg“ zugrundelegen müsste, der in irgend

3. deutsche Aufl., S. 333 ff.), der überzeugend nachweist, dass diese Hypothese ihr eigentliches Ziel verfehlt und dass die Sympathie älter ist als der Egoismus.

einer Form der Lust oder Unlust, des Wohls oder Wehes dabei herauskommt.[1]) Wenigstens in der Praxis des sittlichen Lebens, auf die es uns hier ankommt, ist es nicht so bzw. muss es nicht so sein. Für die philosophische Beurteilung liegt die Sache insofern ja anders, als sie das Sittliche nicht bloss an sich selbst, sondern in dem ganzen Zusammenhange der Weltökonomie begreifen und bewerten will und daher weder von der Frage nach dem Ursprung des Sittlichen noch von der Frage nach seinen Zwecken und Erfolgen absehen kann. Ihr wird es darauf ankommen nachzuweisen, dass das Gute unbeschadet

---

[1]) Diese falsche Konsequenz hat ebenso wie Kant auch Lotze gezogen, jedoch mit dem Unterschiede dass Kant (mit Unrecht) die Bedingtheit des sittlichen Handelns durch Gefühle verneint in der (richtigen) Absicht, die sittliche Bewertung von Erfolgen der Lust oder Unlust unabhängig zu machen, Lotze dagegen (mit Recht) jene Bedingtheit anerkennt, deshalb nun aber (mit Unrecht) jede sittliche Bewertung des Handelns auf dessen Erfolg gegründet wissen will. „Darin können wir Herbart nicht beistimmen, dass er Formen des Handelns annahm, denen an sich, ohne alle Rücksicht auf einen Erfolg ihrer Ausführung, ein unbedingter Wert und selbstverständlich verpflichtende Kraft zukäme." „Wie auch immer der nähere Zusammenhang zwischen den sittlichen Gesetzen und der Lust und Unlust sein mag, so viel ist gewiss, dass ein unlösbarer Zusammenhang stattfindet und dass alles Reden von durchaus verpflichtenden Formen des Handelns, die gar keine Beziehung auf den herauskommenden Erfolg hätten, ein vielleicht sehr edel gemeinter, aber ganz missverständlicher Formeldienst ist." Grundzüge der prakt. Philosophie, 2. Aufl. S. 12 f. Diese Polemik gegen Herbart ist nur teilweise berechtigt. Dass dieser versäumt habe, die sittlichen Werturteile auf entsprechende Gefühle zurückzuführen, die jedem Wertbewusstsein zugrundeliegen, tadelt Lotze mit Recht; aber im Unrecht ist er, wenn er um dieses Zusammenhanges willen jede ethische Bewertung an den Erfolg des Handelns knüpft und Herbart tadelt, dass er hiervon unabhängige, „unbedingte" sittliche Werte anerkenne. In der Praxis der sittlichen Wertung jedenfalls liegt die Sache anders.

seiner eigenen Würde irgendwie und irgendwo dem einzelnen wie der Gesamtheit notwendig auch zum Heile ausschlägt. Für die Praxis des sittlichen Urteils dagegen kommt diese — nicht mehr spezifisch ethische — Erwägung nicht in Frage. Hier, also wenn es gilt im konkreten Einzelfalle über Löblichkeit oder Verwerflichkeit einer Gesinnung oder Handlung zu entscheiden, ist ausschliesslich das sittliche Bewusstsein des bewertenden Subjektes massgebend. In das „sittliche Bewusstsein" begreifen wir sowohl die sittlichen Gefühle wie die sittlichen Wertvorstellungen und Werturteile ein und nennen es „Gewissen", sofern das urteilende Ich es zum Massstabe seiner eigenen Gesinnung und Handlungen macht. In diesem sittlichen Bewusstsein und in ihm allein liegen nicht nur alle Motive wahrhaft sittlichen Handelns (S. 103 ff., 111 f.), sondern auch die Massstäbe, nach denen wir menschliche Gesinnungen und Handlungen, eigene wie fremde, ethisch bewerten. Es verhält sich in dieser Hinsicht mit den ethischen Werten und Wertungen ähnlich wie mit den ästhetischen. Auch das ästhetische Bewusstsein (Gefühl), sofern es sich praktisch betätigt, entscheidet über Wert und Unwert des Schönen und Hässlichen rein aus sich oder, wie man auch sagt, unmittelbar, bedingungslos, d. h. ohne Reflexion auf irgend welche Zwecke, denen das Bewertete dienen, und irgend welche Erfolge der Lust oder Unlust, die es hinterher erst noch bewirken müsste. Ebenso werden Gesinnungen und Handlungen ethisch unmittelbar gebilligt und gemissbilligt ohne Rücksicht auf Erfolge der Lust oder Unlust, welche für den Handelnden oder für seine Mitmenschen dabei herauskommen. Selbst da, wo die Tat mit sichtbarem Erfolge gekrönt wird, also wenn z. B. aus einem edlen Werke der Nächstenliebe grosse und bleibende Segnungen für die Menschheit hervorgehen, erstreckt sich das ethische Wohlgefallen doch nicht auf diese Resultate als solche,

sondern allein auf die löbliche Gesinnung, aus der die Tat und deren Erfolge hervorgingen. Natürlich soll nicht in Abrede gestellt werden, dass auch diese Erfolge unser Wohlgefallen erregen und dass dieses Wohlgefallen oft mit der ethischen Bewertung Hand in Hand geht, nur dass darum beides nicht gleichbedeutend und nicht miteinander zu verwechseln ist.

VI. Pädagogische Schlussfolgerungen und Nutzanwendungen.

I. Pädagogische Bedeutung des Interesses im allgemeinen; seine Eingliederung in das Ganze der Erziehung.

Aus der Psychologie des Interesses (Abschnitt III und IV) ergibt sich ganz unmittelbar dessen eminente pädagogische Wichtigkeit. Da von dem Interesse das gesamte Vorstellungsleben, insonderheit die Vorgänge der Reproduktion und Assoziation, das Gedächtnis, die Aufmerksamkeit, die Phantasie- und Denktätigkeit in weitem Umfange abhängig sind (S. 58 ff.), beansprucht es zunächst für die intellektuellen Erfoge des Unterrichts eine hervorragende Bedeutung. Und da in dem Interesse alle Motive bewussten Strebens und Wollens beruhen (S. 89 ff.), gewinnt es für die Erziehung geradezu die Bedeutung eines Kardinalbegriffs, von dessen richtiger pädagogischer Auffassung und Verwertung mehr als von allem anderen die erziehlichen Erfolge des Schulunterrichts wie der häuslichen Erziehung abhängen. Wohin sich die vorwaltenden Interessen eines Menschen neigen, dahin zielt auch mit psychologischer Notwendigkeit sein Streben und Wollen. Je nachdem die niederen (sinnlichen) oder höheren (ideellen) Interessen überwiegen, wird auch der Wille, in seiner Grundtendenz wenigstens, mehr auf die höheren oder die niederen Güter des Lebens gerichtet sein. Und je nachdem es der Erziehung gelingt oder nicht gelingt, den höheren Interessen in dem kindlichen Geistesleben das ihnen gebührende Übergewicht über den niederen zu verschaffen, wird sie ihre Aufgabe, den Willen des Kindes in die Bahnen des Guten zu lenken, entweder erreichen oder verfehlen.

Damit soll nicht eine Allmacht der Erziehung behauptet sein. Die Seele des Kindes ist beim Beginn ihres Daseins keineswegs, wie Herbart meinte, eine tabula rasa, aus der nun die Erziehung machen könnte, was sie wollte; sondern mancherlei angeborene (vererbte) Züge zeichnen ihr bis zu gewissen Grenzen ihre Entwicklung vor und bedingen insonderheit auch die Richtung der nach und nach in ihr aufkeimenden Interessen, so dass in dieser Hinsicht der Erziehung Schranken gezogen sind, deren sie sich stets bescheiden bewusst sein soll. Aber andrerseits sind auch die im Unrecht, welche mit Kant und Schopenhauer behaupten, der Charakter des Menschen sei durch die ursprünglichen Anlagen vollkommen determiniert, so dass die Erziehung zu seiner Entwicklung nichts Wesentliches beizutragen vermöchte. Diese Ansicht widerstreitet den Tatsachen der Erfahrung und allen Gesetzen natürlicher Entwicklung. Diesen zufolge beginnt zwar jedes organische Werden und Wachsen von innen heraus und verläuft in stetiger Abhängigkeit von den Anfangsursachen; zugleich aber wird es durch später hinzutretende äussere Ursachen vielfach beeinflusst und abgeändert. So ist auch die Entwicklung des menschlichen Charakters und insonderheit der ihn normierenden Interessen, um die es uns hier zu tun ist, zweifellos nicht bloss von den ursprünglichen Anlagen, sondern sehr wesentlich auch von später hinzutretenden Einflüssen, besonders von denen der Erziehung, abhängig.

Freilich bedingt eben diese Abhängigkeit sofort wieder eine neue Schranke des erziehlichen Einflusses. Denn sie schliesst zugleich die Möglichkeit in sich, dass die heilsamen Einwirkungen, welche eine gute Erziehung auf das Kind ausübt, gleichzeitig oder nach beendeter Erziehung durch anderweite, entgegengesetzte Einflüsse ganz oder teilweise wieder aufgehoben und insonderheit die höheren Interessen, welche jene in der kindlichen Seele gepflanzt

hat, durch niedere, unsittliche Interessen überwuchert werden. Der Erzieher soll sich natürlich auch dieser Gefahr und dieser Grenzen seines Einflusses stets bewusst sein; aber keineswegs soll er dadurch sich entmutigen lassen, sondern fest vertrauen, dass eine gute Saat in den meisten Fällen auch ihre Früchte bringt, und dass ein durch die ganze Zeit der Erziehung recht geleitetes Kindergemüt nur unter besonders ungünstigen Umständen von dem guten Wege wieder abkommen wird.

Vielleicht möchte man hier einwenden, dass es in der Erziehung, gerade sofern sie nachhaltige, durch das ganze Leben fortwirkende Erfolge anstrebe, doch weniger darauf ankomme, das Gemüt des Kindes für das Gute zu interessieren, als vielmehr darauf, durch Zucht und Gewöhnung das Kind im Guten fest zu machen, so dass ihm dieses zur anderen Natur werde: nach dem Rezepte Hamlets, dass „die Übung fast das Gepräge der Natur verändert und selbst den Teufel zwingt mit Wunderkraft“. Zweifellos ist auch diese Seite der Erziehung von grosser Wichtigkeit, so dass sie ihr Ziel verfehlen muss, wenn sie in dieser Beziehung nicht ihre volle Schuldigkeit tut. Wohl ist das durch Zucht und Gewöhnung erzielte Handeln des Kindes, da es nicht aus dessen freier Entscheidung hervorgegangen, sondern vom Erzieher erzwungen ist, an sich selbst ohne sittlichen Wert; dennoch sind Zucht und Gewöhnung unerlässlich als Propädeutik zu wahrer Sittlichkeit des Kindes, in welchem die Kräfte des Guten doch nur allmählich sich entfalten, dagegen das Animalische von Haus aus so überwiegt, dass dieses bald die ganze Kindesseele überwuchern und jeder sittlichen Regung Licht und Boden rauben würde, wenn es nicht von anfang an in Zucht genommen und das Kind gleicherweise beständig zum Guten angehalten würde, noch ehe es dieses zu verstehen und zu bewerten vermag. Wie der Acker, damit in ihm der Same wurzeln und gedeihen

kann, zunächst gehörig zubereitet (gelockert, gereinigt) wird, so muss auch der Boden der kindlichen Seele, ehe wir in ihn die Keime sittlichen Lebens (Interesse für das Gute) einsenken, durch Zucht und Gewöhnung angemessen vorbereitet werden, damit jene Keime eindringen und wachsen können und nicht durch das Unkraut sinnlicher Interessen und Begierden sofort überwuchert werden. Und wie auch die aufgegangene junge Pflanze noch der äusseren Pflege und Nachhilfe bedarf, so kann auch das zu sittlichem Bewusstsein bereits erwachte und heranreifende Kind der äusseren Beihilfe zum Guten nicht sofort entraten. Wohl macht die erwachende Liebe zum Guten (Interesse am Guten) mit psychologischer Notwendigkeit alsbald auch als Triebkraft von innen sich geltend und weckt in dem Kinde gute Bestrebungen; aber nicht immer gehen diese sofort und von selbst in entsprechende Entschliessungen und Handlungen über, sei es dass die Gelegenheit zum Handeln fehlt, sei es dass des Kindes Kraft nicht ausreicht, die Hindernisse des Guten zu überwinden. Darum muss die Erziehung auch jetzt noch vielfach durch Mittel der Zucht, Gewöhnung, Bewahrung etc. von aussen nachhelfen, die den guten Vorsätzen des Kindes entgegenstehenden äusseren und inneren Hindernisse abschwächen, ihm zur Betätigung des Guten Gelegenheit schaffen und Anleitung geben, um dann nur allmählich, der wachsenden sittlichen Kraft und Selbständigkeit des Kindes entsprechend, die helfende Hand zurückzuziehen.

Das ist nun aber schliesslich doch die höchste Aufgabe und die Krone aller Erziehungsarbeit, diese sittliche Kraft zu freiwilliger Ausübung des Guten in dem Kinde zu entfalten, und dazu ist eben erforderlich, dass in der Seele des reifenden Kindes mit wachsender Kraft die Liebe zum Guten, eigene Ueberzeugung von dem Werte des Guten oder, was dasselbe, lebendiges **Interesse** für alles Gute erzeugt werde. In diesem Interesse allein

liegt die zureichende Motivationskraft eines frei aus dem Innern quellenden, also wahrhaft sittlichen Handelns. Wohl lässt sich auch ohne diese innere Geneigtheit zum Guten ein äusserlich guter Wandel durch Zucht und Gewöhnung erzwingen, und wohl ist solcher Zwang als Propädeutik eines sittlich freien Handelns, wie wir sahen, heilsam und unerlässlich; doch wehe, wenn es die Erziehung dabei bewenden liesse und darüber versäumte, das Kind nun auch innerlich für das Gute zu gewinnen! Das traurige Endresultat ihrer Arbeit wäre dann nichts weiter, als eine äusserliche, auf Furcht und Eigennutz begründete Legalität und eine Summe blosser Gewohnheiten: beides ohne inneren sittlichen Wert, beides von aussen aufoktroyiert, nicht von innen gewachsen und darum ohne nachhaltige, auch über die Erziehung hinaus standhaltende Kraft. Letzteres wird besonders hinsichtlich der Gewöhnung oft übersehen, deren gern überschätzte „Wunderkraft" im Sinne des zitierten Shakespeare-Wortes (S. 121) doch nur sehr bedingungsweise ausharrt. Die Gewohnheit, wie sie äusserlich angenommen ist und in ihrer Entstehung auf das engste mit äusseren Umständen zusammenhängt, ist so auch in ihrer Dauer durch diese wesentlich bedingt und wird daher unter veränderten äusseren Lebensverhältnissen oft genug abgeworfen wie ein leichtes Gewand — besonders beim Übergang des jungen Menschen aus der Zucht des Hauses und der Schule in die Freiheit des Lebens. Wie leicht und schnell versagen da z. B. die religiösen Gewöhnungen der Kinderzeit, wenn sie bloss äusserlich angenommen und nicht mit einem tieferen religiösen Interesse verschmolzen sind! Dieses dagegen, wie jedes echte Interesse für das Gute überhaupt, wenn es einmal lebendig geworden ist, bewahrt seine Triebkraft trotz allem Wechsel der Lebensumstände. Nicht dass es wie eine Panacee vor jedem Fall und Rückfall schützte, wohl aber dass es stets das Streben nach dem Guten

lebendig erhält, welches nach dem bekannten Faustworte doch wohl der Grundzug alles sittlichen Lebens ist.

Summa: Zucht und Gewöhnung haben in der Erziehung ihr gutes Recht und ihre grosse Bedeutung — aber nur als Propädeutik und Stütze jener innerlichen Einwirkung, die in dem Herzen des Kindes lebendiges Interesse für alles Gute begründet und es dadurch erst zu selbstgewollter, freier Betätigung des Guten befähigt.

Was hier gefordert wird, ist — wenn nicht dem Ausdruck, so doch der Sache nach — dasselbe, was vor einem Jahrhundert angesichts des äusseren und inneren Bankerotts des deutschen Volkslebens die edelsten Geister als den Kernpunkt der zur Wiedergeburt des Volkslebens als unerlässlich erkannten Erziehungs-Reform bezeichneten. Die bisherige Erziehung mit ihren auf bloss äussere Legalität abzielenden Gewöhnungen und Zuchtmitteln — so lehrten sie — habe versagt; in der neuen Erziehung gelte es nun, „bis zur Wurzel der wirklichen Lebens-Regung durchzugreifen", „an Stelle der Selbstliebe, an die nichts gutes sich länger knüpfen lasse, eine andre Liebe zu setzen, die unmittelbar auf das Gute schlechtweg als solches und um seiner selbstwillen gehe" (Fichte), gelte es „Gefühl und Willen zu ergreifen" (W. v. Humboldt), „die bisher oft mit grösster Gleichgiltigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, sorgfältig zu pflegen", „jedes edle Lebensprinzip (Interesse) anzureizen und zu nähren" (Stein) u. ä.

Ob die gegenwärtige Erziehung in Schule und Haus sich der Wichtigkeit dieser erziehlichen Innenwirkung durchweg klar bewusst ist? Wird diese Innenwirkung nicht auch bei uns über blosser Dressur und einseitigem Wissenskult noch vielfach vernachlässigt?

---

2. Wie ist die Forderung der Interessenbildung zu verstehen?

Diese Fragestellung ist um so notwendiger, da die Forderung, um die es sich handelt, nicht selten falsch oder doch einseitig aufgefasst wird. Wie der Sprachgebrauch den Begriff des Interesses selbst (dessen, was interessiert) gern zu dem des „Interessanten" in dem Sinne des Reizvollen, Unterhaltenden oder wohl gar des Amüsanten verengert, so wird auch unsere pädagogische Forderung oft einseitig dahin gedeutet, als ob es nur darauf ankomme, dem Kinde das, was es treibt, reizvoll und anziehend zu machen und insonderheit im Unterrichte Freude und Lust an der Schularbeit zu wecken. Dass hiermit das, was wir wollen, längst nicht erschöpft ist, folgt schon aus der gegebenen Definition des Interesses (S. 9 ff.) wie aus dessen psychologischer Analyse (S. 12 ff.) und wird sich weiterhin noch klarer ergeben. Mit dieser Bemerkung soll jene Deutung nicht schlechthin abgewiesen sein. Gewiss ist Lust und Freude des Kindes an dem, was es treibt, ein nicht unwesentlicher Bestandteil des geforderten Interesses, und gewiss ist es Aufgabe der Erziehung, dem Kinde die Schularbeit wie das Leben ausser der Schule in diesem Sinne so interessant zu gestalten, wie es die höheren Aufgaben des Lebens nur irgend gestatten. Wir wollen und sollen die Kinder ja nicht bloss zu frommen und tugendhaften, sondern auch zu glücklichen Menschen erziehen, und letzteres wiederum nicht nur für die spätere Zukunft, sondern auch schon für die Kinderzeit selbst: ein in dem Begriff der Humanität zweifellos begründeter Rechtsanspruch der Kinderwelt, der oft verkannt wurde und auch gegenwärtig noch oft verkannt wird, so nachdrücklich auch Rousseau und die Philanthropen ihn geltend gemacht und seine Berechtigung erwiesen haben. Und dieses „Glück der Jugend" — das natürlich nicht im „Ge-

niessen", sondern in der davon ganz unabhängigen Fröhlichkeit des Kindes zu suchen ist — es ist nicht bloss um seiner selbst willen zu erstreben, sondern, wie später noch näher darzutun sein wird, auch deshalb, weil der kindliche Frohsinn unerlässliche Vorbedingung einer gesunden Entwicklung des Geistes und Herzens, somit auch aller edleren Interessen ist. Insonderheit soll deshalb auch der Unterricht so interessant, so anziehend wie möglich sich gestalten, also durch angemessene Auswahl des Lehrstoffs, Fürsorge für klares Verständnis, für gelingende Selbsttätigkeit des Kindes, frischen Lehrton und freundliches, weitherziges Eingehen in des Kindes Eigenart Freude am Unterricht, Lust an der Schularbeit wecken. Dieses (intellektuelle) Interesse ist nicht bloss eine Grundbedingung freiwilliger Aufmerksamkeit (S. 58 ff.) und damit jedes intellektuellen Unterrichtserfolges überhaupt, sondern zweifellos auch von nicht zu unterschätzendem erziehlichen, sittlichen Werte, sofern daraus bleibende Liebe zu geistiger Arbeit erwächst und damit ein bedeutsames Gegengewicht gegen die niederen Interessen, die das sittliche Leben gefährden.

So wichtig aber dies alles ist, so ist damit doch nur ein geringer Ausschnitt aus dem ganzen Umfange unserer Forderung bezeichnet. Schon Herbart verlangte „vielseitiges Interesse" (S. 6). Erweitern wir diese Forderung zu der eines allseitigen Interesses, so meinen wir natürlich nicht ein Allerweltsinteresse für alles Mögliche überhaupt, sondern Interesse für alles das, was das Kind in seinen Willen aufnehmen muss, um ein guter Mensch zu werden. Wir erinnern hier noch einmal daran, dass uns Interesse nichts anderes bedeutet als Wertschätzung (S. 9 ff.) und dass diese Wertschätzung die Grundbedingung jeder freiwilligen Bejahung und Betätigung des Guten ist. (S. 89 ff., S. 119 ff.) So sollen wir denn die Kinder durch Unterricht und Erziehung zu lebendiger Wertschätzung

all des Guten und all der Güter führen, die wir in seinen Willen aufgenommen wissen wollen. Als höchstes Gut Gott selbst, den Inbegriff und Urheber alles Guten, nebst allem, was ihn dem Menschen und den Menschen ihm nahebringt; dann die sittlichen Ideale der Wahrheit, Gerechtigkeit, Treue, Barmherzigkeit u. s. w.; aber auch alle Lebensgüter, die den Menschen sittlich fördern und damit zugleich seine wahre Lebenswohlfahrt bedingen: Familie, Heimat und Vaterland, Ehre und Freiheit, Arbeit und Geistesbildung, alles Schöne in Kunst und Natur und was hier sonst noch zu nennen wäre. In welcher Skala der Wertung diese Ideale und Güter zu ordnen sein mögen, was sie im einzelnen der Schätzung und des Strebens Wertes in sich befassen und wie sich dieses in die verschiedenen Arten des religiösen, ethischen, ästhetischen, intellektuellen, nationalen, sozialen etc. Interesses eingliedert, bedarf hier weiterer Ausführung nicht; nur dass als Aufgabe der Erziehung erkannt werde, für all dies Gute — durch Unterricht wie Erziehung im engeren Sinne — des Kindes Interesse lebendig zu machen.

Und wie kann dies nun geschehen? Natürlich nicht durch Zwangsmittel! Das folgt unmittelbar aus dem Wesen des Interesses als einer Kraft, die frei aus dem Herzen wächst, sich also nicht aufoktroyieren und kommandieren lässt. Aber vielleicht durch Belehrung? Zweifellos ist diese für das Aufkeimen des Interesses in vielen Fällen unerlässliche Vorbedingung, so gewiss jede Wertung Kenntnis des zu Wertenden voraussetzt und diese oft nur auf dem Wege der Belehrung zu erlangen ist. Und noch mehr bedarf ihrer das Kind für die weitere Entwicklung des geweckten Interesses zu jener Klarheit und Bestimmtheit des Wertbewusstseins, wie wir sie als Bedingung der Charakterbildung forderten (S. 35 ff.). Niemals aber, darüber muss jeder Erzieher sich klar sein, kann durch blosse Belehrung Interesse erzeugt werden; denn die Be-

lehrung wendet sich an Verstand und Gedächtnis, das Interesse aber wurzelt ganz und gar im Gefühl, durch das allein aller Wert sich ursprünglich und lebensvoll dem Geiste des Menschen erschliesst (S. 12 ff.). Hier gilt des Dichters Wort „Gefühl ist alles, Name Rauch und Schall“. Wollen wir daher lebendiges Interesse für das Gute im Kinde erzeugen, so müssen wir Sorge tragen, dass sein Gemüt davon ergriffen wird, dass all die Gefühle, durch die sich der Wert des Guten der Seele erschliesst, geweckt und gepflegt werden. Dazu — das sei hier gleich vorweg gesagt — vermag die Schule weniger zu tun als die Familie. Denn am stärksten und tiefsten wirkt auf das Gemüt doch das wirkliche Leben mit seinen konkreten, persönlichen Mächten, seinen Herzensbeziehungen, seinen unmittelbaren Wirkungen des persönlichen Umgangs, seinen Beispielen wirklichen Handelns, Erlebnissen etc.: lauter Faktoren, die naturgemäss in der Familie sich stärker geltend machen, als in der Schule und dem Schulunterricht. Immerhin aber vermag auch dieser auf des Kindes Gefühls- und Interessenleben beträchtlichen Einfluss zu üben, wenn und sofern er nicht in blosser „Belehrung“ aufgeht, also nicht bloss Wissen und Aufklärung des Verstandes vermittelt, nicht im Kopfe hängen bleibt, sondern auch zum Herzen des Kindes den Weg findet, sein Gefühl für alles Göttliche, Gute und Schöne lebendig zu machen weiss.

Dieses Gefühls-Interesse muss dann freilich auch in das Gebiet des Intellektuellen hinübergeleitet werden. Rein für sich genommen ist das Gefühl, bei aller Triebkraft, doch zu subjektiv und schwankend, als dass darauf allein das sittliche Leben gegründet werden dürfte (S. 36). Darum gilt es, die Wertgefühle nach und nach in feste, bestimmte Werturteile umzusetzen und damit für das Wollen und Handeln zuverlässige Normen zu schaffen, die in keiner Lage des Lebens darüber im Unklaren lassen,

wofür der Wille sich zu entscheiden hat. Damit bietet sich zugleich die Möglichkeit, ungesunden Auswüchsen (Fanatismus, Chauvinismus), die in der Entwicklung des Interessenlebens leicht sich einstellen, wenn dieses ganz im Gefühle stecken bleibt (S. 83 f., 86), zeitig vorzubeugen bzw. sie auszumerzen, wo sie sich schon eingeschlichen haben.

---

3. Die erziehlichen Aufgaben im einzelnen.

Die beiden vorhergehenden Abschnitte sollten nur allgemein orientieren. Im folgenden mögen nun die Bedingungen einer fruchtbaren Interessen-Bildung und die bezüglichen Aufgaben der Erziehung im einzelnen noch etwas näher erörtert werden. Zunächst kommt in Frage

a) Gesundheit des Geistes und Leibes.

Zuerst Gesundheit des Geistes! Sie ist die Grundbedingung jedes gesunden Interesses. Natürlich kann sie, wie die leibliche Gesundheit, hier nur insoweit in Frage kommen, als sie an Voraussetzungen geknüpft ist, welche die Erziehung in der Hand hat. Insbesondere denken wir an solche erziehliche Massnahmen, von denen die Erhaltung oder Förderung des natürlichen kindlichen Frohsinns abhängt. Er liegt so sehr in der normalen Natur des Kindes und bildet einen so wesentlichen Bestandteil seiner geistigen Gesundheit, dass diese gestört erscheint, wo der Frohsinn als Grund-

stimmung des Gemütes fehlt. Aus solcher Störung folgt dann — ganz analog den Störungen körperlicher Gesundheit und ihren leiblichen Wirkungen — eine herabgesetzte geistige Empfänglichkeit und Assimilationsfähigkeit für alles das, was das geistig frische, gesunde Kind mit Erfolg in sich aufnimmt. Dies gilt nicht bloss für das Gebiet des Intellektuellen, sondern mehr noch für das des Gefühlslebens, in dem die Interessen wurzeln; denn der Frohsinn und sein Gegenteil sind selbst Gemütszustände, die als solche in erster Linie gerade die Empfänglichkeit des Gemüts günstig oder ungünstig beeinflussen. Das trübselige Kind kauert sich seelisch in sich selbst zusammen, reagiert auf Gefühlsreize nur matt, ohne die rechte Freudigkeit und Lebendigkeit, oder verschliesst sich ihnen ganz, wie die kranke Blume dem Lichte. Ein fröhliches Kindergemüt dagegen ist wie ein fruchtbarer Boden, der jede gesunde Saat auch zu gesunder Entwicklung kommen lässt. „Heiterkeit oder Freudigkeit“, sagt so schön und treffend Jean Paul in seiner Levana, „ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen. Heiterkeit, der Gegensatz des Verdrusses und Trübsinns, ist zugleich Boden und Blume der Tugend und ihr Kranz.“ „Freudigkeit, dieses Gefühl des ganzen freigemachten Wesens und Lebens, öffnet das Kind dem eindringenden All, lässt alle jungen Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehen und gibt Stärke, wie die Trübseligkeit sie nimmt.“ Mit diesen Worten kennzeichnet J. Paul zugleich sehr fein das Wesen jugendlichen Frohsinns, dessen Grundzug darin liegt, dass des Kindes Gemüt von jedem Druck (des Krankhaften, der Ermüdung, der Sorge, des Missmuts, der Furcht etc.) sich frei fühlt und des durch solche Lasten ungehemmten freien Spieles seiner Kräfte sich freut. Das ist also etwas total anderes, als die oft damit verwechselte Lust des sinnlichen Genusses, die mit ihrem Heisshunger den rechten Herzensfrohsinn eher zerstört als

fördert — hier gar nicht zu reden von der sittlichen Verderbnis, der wir die Jugend preisgeben würden, wenn wir sie in diesem Punkte „sich ausleben" lassen wollten. Aber frische und frohgemute Kinder wollen wir — in Haus und Schule. Sie erschliessen sich allen ideellen Wirkungen der Erziehung und des Unterrichts und jedem lebendigen Interesse am Guten viel empfänglicher, als die verdrossenen. Das zu gunsten einer strengen Zucht und reichlichen Arbeitsbelastung der Jugend oft zitierte Bibel-Wort, „es sei ein köstlich Ding dem Manne, dass er das Joch in seiner Jugend trage", will unter diesem Gesichtspunkte mit der Einschränkung verstanden sein, dass der Jugend das Joch nicht schwerer gemacht werde, als ihre Natur es verträgt, und nicht in eine Last ausarte, die ihre Lebensfreudigkeit zerstört. Sonst würde es dem Manne nicht zu einem „köstlichen Dinge", sondern zum Fluche werden; denn eine Überlastung des Kindes auf Kosten seines Frohsinns ist eine Versündigung an seiner Natur und seiner geistigen Gesundheit, die niemals ungerächt bleibt.

Darum zunächst keine Überlastung mit Schularbeit! In der Volksschule, wo nur elementare Kenntnisse verlangt werden und fast durchweg mit häuslichen Verhältnissen gerechnet werden muss, die nur ein Minimum häuslicher Schularbeit gestatten, ist deshalb die Gefahr eines Zuviel wesentlich geringer als in den höheren Schulen. Dass hier Schulbehörden wie Lehrerkollegien eine Überbürdung grundsätzlich vermieden wissen wollen, ist zweifellos; ebenso aber auch dies, dass tatsächlich doch nicht selten die zulässige Minimalgrenze der Arbeitsleistung überschritten wird. Wenn minderbegabte Schüler mittlerer Klassen ausser 5 bis 6stündiger Unterrichtszeit täglich 3—4 Stunden auf häusliche Schularbeiten verwenden müssen, so ist dies fraglos schon zu viel:[1]) nicht

[1]) Der naheliegende Einwurf, dass minderbegabte Kinder über-

bloss aus sanitären Gründen, sondern auch aus dem Gesichtspunkte, dass der Jugend zur Erhaltung ihres Lebensmutes und Frohsinns ein ausreichendes Mass freier Bewegung, individueller Betätigung und jugendlicher Belustigung unbedingt gesichert werden muss. „Jungen Leuten ist Freude und Ergötzen so hoch vonnöten wie ihnen Essen und Trinken ist“ (Luther). In der guten alten Zeit, wo jedes Lehrerkollegium noch seine „Originale“ hatte, bei denen es im Unterricht lustig zuging und wenig oder garnichts gelernt wurde, da brauchte man in diesem Punkte nicht so genau zu rechnen. In der Gegenwart aber, wo Fortschritt und Kampf ums Dasein mehr und mehr eine Elite von Schulmännern züchtet und infolgedessen im Unterricht und für den Unterricht durchschnittlich viel intensiver gearbeitet wird, sollte in der Bemessung des Umfangs der Pensen doppelte Vorsicht geübt werden. Missgriffe dieser Art kommen seltener wohl auf das Konto der Lehrpläne, als auf das allzu eifriger Lehrer, die im Detail zu viel verlangen; man denke beispielsweis an die Masse überflüssiger Geschichtsdaten, die an vielen Schulen immer noch gelernt werden, auch wenn die Lehrpläne sie nicht fordern. In diesem Punkte hat auch das „Fachlehrertum“, so unvermeidlich es sein mag, seine bedenklichen Seiten; denn es führt leicht zu Einseitigkeit, zu Überschätzung des nur für den Fachmann Interessanten, an sich aber Unwichtigen, zur Unterschätzung der Schwierigkeiten, die das dem Lehrer spielend Geläufige dem Schüler bietet, sonach zu einer Überspannung der Forderungen. Einer solchen Überspannung entgegenzuwirken

haupt nicht in die höheren Schulen gehören, hat gewiss seine Berechtigung. An der Überbürdung solcher Schüler sind also auch die Eltern schuld, sofern sie ihre Söhne wider besseres Wissen einer höheren Schule übergeben bzw. darin belassen. Aber wie oft täuschen sich die Eltern über die Fähigkeit ihrer Kinder! Und ob die Schule sie darüber stets hinreichend aufklärt?

und besonders bei den Abgangsprüfungen für weises Masshalten zu sorgen, ist eine der wichtigsten und dankbarsten Aufgaben der Schulräte. Nicht dass auf Gründlichkeit verzichtet und über geistige Unreife hinweggesehen werden sollte, wohl aber dass man Bildungswerte niemals nach der Elle messen und nicht den Umfang des Wissens zur Hauptsache machen soll. Geschieht dies dennoch, so wird die Abgangsprüfung zu einem Schreckgespenst, welches noch den gereiften Mann in seinen Träumen ängstigt, die letzten Schulsemester zu einer Folterzeit macht und zu einer geistigen Abhetzerei verleitet, die nicht nur die Gesundheit schädigt und die Nerven ruiniert, sondern auch keinerlei gesundes Interesse, am wenigsten das an der Wissenschaft selbst, aufkommen lässt. Ganz zu meiden sind diese Übel freilich selbst da nicht, wo Lehrer und Schulräte möglichst Milde walten lassen; denn gerade die besseren Schüler arbeiten doch ad hoc, oft viel mehr, als es unter den beregten Gesichtspunkten heilsam ist. Eine Beseitigung der Abgangsprüfungen, die man deshalb wünschen möchte, liegt ja zunächst nicht im Bereiche der Möglichkeit; dass aber noch manche Erleichterung geschafft werden kann, beweisen u. a. die neuen Lehrpläne der preussischen Lehrerseminare, die den Unterricht in der Mathematik und den Realfächern schon beim Übergang vom Mittel- zum Oberkursus (ohne besondere Prüfung) abschliessen lassen und dadurch für den Oberkursus und das Schlussexamen eine wesentliche Entlastung schaffen. Möchte dieses erfreuliche Beispiel auch an anderen Lehranstalten Nachahmung finden!

In derselben Richtung bewegt sich der mehrfach laut gewordene Wunsch nach einer freieren Gestaltung und einer gewissen Differenzierung des Unterrichts auf der Oberstufe höherer Lehranstalten. Würde diesem Wunsche praktische Folge gegeben — in der Prima des Gymnasiums etwa so, dass den Schülern, die für Mathematik und Natur-

wissenschaften besondere Begabung und Neigung besitzen, zu gesteigerten Leistungen auf diesem Gebiete Gelegenheit gegeben, dafür aber in den klassischen Sprachen die Forderungen herabgesetzt würden, und umgekehrt — so würde nicht nur eine Entlastung und eine wünschenswerte Annäherung an die Freiheit des akademischen Studiums, sondern auch eine wesentliche Steigerung der Arbeitsfreudigkeit und des Interesses zu erzielen sein.

Zur Erhaltung des jugendlichen Frohsinns bedarf es aber auch eines Unterrichts, der durch frischen Lehrton, lebensvolle Behandlung des Lehrstoffs, sichere und klare Ergebnisse und Anleitung zu gelingender Selbsttätig*keit* Lust und Freude an der Arbeit in den Schülern weckt (S. 126), sowie einer Lehrer-Persönlichkeit, die mit dem nötigen Ernst das rechte Wohlwollen und ein freundliches Entgegenkommen verbindet, so dass die Schüler Vertrauen zum Lehrer gewinnen und dann um so freudiger und empfänglicher ihm Kopf und Herz erschliessen. Nur so kommt in den Unterricht jene glückliche „Stimmung“, die schon J. Locke als Grundbedingung jedes Erfolges für Kopf und Herz so treffend gezeichnet hat.[1]) Darum passen in die Schule als Lehrer keine Finsterlinge, keine verdriessliche, vergrellte Männer, deren finsteres, trübseliges Wesen sich

---

[1]) „Die Ehrfurcht, die der Lehrer über die Gemüter der Schüler gewonnen hat, soll durch beständige Beweise der Liebe und des Wohlwollens so gemildert werden, dass Zuneigung sie zu ihrer Pflicht antreibt. Dies wird sie veranlassen, mit Freude ihrem Lehrer zu nahen und auf ihn zu hören als auf einen, der ihr Freund ist, der sie lieb hat und zu ihrem Besten sich Mühe auflädt. Er wird ihre Gedanken unbefangen und ungezwungen erhalten, so lange sie bei ihm sind: die einzige Stimmung des Gemüts, in welcher dieses fähig ist, neue Unterweisungen zu empfangen und jene Eindrücke in sich aufzunehmen, welche gewonnen und bewahrt werden müssen, wenn nicht alles, was sie und ihre Lehrer miteinander tun, verlorene Mühe, viel Unbehagen und wenig Förderung sein soll“. („Gedanken über Erziehung.“)

wie ein Alb auf die Gemüter legt. Das gleiche gilt natürlich von der häuslichen Erziehung. So ernstlich sie alles sittlich Bedenkliche bekämpfen muss, darf doch auch sie in der Behandlung der Kinder niemals jene Güte vermissen lassen, deren das Kind zur Erhaltung seines Frohsinns so notwendig bedarf wie die Blume des Lichtes.

Dann Gesundheit des Körpers! Der Satz „mens sana in sano corpore" gilt keineswegs bloss für den Intellekt, sondern ebensosehr für das Gemütsleben. Die normale Empfänglichkeit des Gemüts und die Entwicklung eines gesunden Gefühlslebens ist in weitem Umfange von der Gesundheit des Körpers abhängig. Abnormitäten im körperlichen Befinden haben in der Regel auch krankhafte Gemütszustände, Gefühle der Verstimmuug, Überreizung, Ermüdung etc. zur Folge; diese aber hemmen und stören eine freie Entfaltung gerade der Gefühle und Interessen, welche die Erziehung zu pflegen hat. Darum Schutz und Pflege der körperlichen Gesundheit des Kindes! Was die Schule dazu beitragen soll, ist vor allem wieder dies, dass sie in ihren Anforderungen das rechte Mass hält. Wegen der innigen Wechselbeziehung, in der die geistigen Vorgänge mit denen des Körpers stehen, hat jedes Übermass geistiger Anstrengung auch sofort Störungen in den organischen Vorgängen, besonders des Nervensystems, zur Folge. Durch abnorm gesteigerten Blutverbrauch im Gehirn zufolge übermässiger Geistesarbeit wird anderen Teilen des Körpers die nötige Zufuhr ernährender Blutsubstanz entzogen; oder es wird im Gehirn mehr Nervenstoff verbraucht, als rechtzeitig ausgeschieden und wiederersetzt werden kann: Störungen des Stoffwechsels, die bei häufiger Wiederholung nicht nur gesundheitsschädliche Folgen haben, sondern auch das Gemüt in ungünstiger Weise beeinflussen, es mit trübseligen Stimmungen belasten, den natürlichen Frohsinn zerstören und dadurch jedes gesunde Interesse hindern. Dazu dann die schlimmen Wirkungen des mit masslosen

Anforderungen der Schule notwendig verbundenen **Mangels an körperlicher Bewegung**: ungenügendes Atmen, Störungen in der Blutzirkulation, in dem Verdauungsprozess etc., wovon wieder allerlei körperliche Übel und seelische Verstimmungen die notwendige Folge sind.

Mit dem Turnen, so urteilt man häufig, biete die (höhere) Schule ein ausreichendes Gegengewicht gegen die gesundheitsschädlichen Wirkungen anstrengender Geistesarbeit. Indessen reichen dazu die wenigen Wochenstunden, welche die Lehrpläne dem Turnen einräumen, doch keineswegs aus. Mindestens zwei bis drei Stunden täglich müssen jüngere wie ältere Schüler sich körperlich *bewegen*, um gesund zu bleiben; dafür soll die Schule den nötigen Spielraum gewähren und das Elternhaus verständige Anweisung geben. In dem Turnunterricht selbst verdienen vor dem eigentlichen Turnen „Bewegungsspiele“ den Vorzug, da sie den Körper allseitiger in Anspruch nehmen und durch die grössere Zwanglosigkeit und Lustigkeit ihres Betriebes viel erfrischender wirken. Das Turnen ist gewiss eine treffliche Glieder- und Muskel-Gymnastik und mit seiner militärisch strammen Weise eine gute Schule der Disziplin und des Willens, wirkt aber doch eben durch diesen Zwang mehr abspannend als ausspannend. Manches können wir in diesen Dingen noch von den Engländern lernen, die nicht bloss überhaupt auf leibliche Übungen einen grösseren Wert legen, als wir Deutschen, sondern gerade auch das leibliche Spiel viel eifriger pflegen, mit einem Erfolge, dass Englands gebildete Jugend in Bezug auf körperliche Tüchtigkeit und mit ihrem durch das ganze Leben fortwirkenden lebendigen Interesse für leibliche Übungen vor der unseren viel voraus hat.

Also noch mehr körperliche Bewegung für unsere deutsche Schuljugend! und neben dem Turnen und Bewegungsspiel auch Feld-, Garten- und Handarbeit,

Schwimmen, Eislauf, Rudern u. dgl. Alles das dient nicht bloss zur Gesundheit und Erstarkung des Leibes und zur Wehrtüchtigkeit unseres Volks — wahrlich an sich schon sehr wertvolle Güter — sondern auch zur Gesunderhaltung des Geistes, zur Stärkung der Energie und zur Beförderung jenes gesunden jugendlichen Frohsinns und Lebensmutes, den wir als die Grundbedingung jeder gesunden Gemüts- und Interessen-Bildung anerkannt wissen wollen. Zugleich sind solche körperliche Übungen, da sie den Körper vor Verweichlichung und Üppigkeit bewahren und von gefährlichem Müssiggang abziehen, ein treffliches Schutzmittel gegen Sinnlichkeit, diesen Erzfeind aller edleren Interessen, den es besonders vom Beginn der Pubertätsperiode an auf das ernstlichste zu bekämpfen gilt.

Wie vieles für die Gesunderhaltung des Leibes und der Seele ausserdem abhängt von einer verständigen Ernährung, gesunder Luft, fleissigem Baden, angemessenem Wechsel von Arbeit und Ruhe, ausreichendem Schlaf (für Kinder schulpflichtigen Alters mindestens 9, für ältere Schüler mindestens 8 Stunden), frühzeitiger Abhärtung, Fernhaltung des Alkohols und anderer den Kindern schädlicher Dinge etc.: das alles kann hier nicht eingehend erörtert werden.

Dass in diesen Dingen in Haus und Schule noch manches unterlassen bzw. gefehlt wird und zwar oft aus blosser Unkenntnis der hygienischen Forderungen, wird niemand bezweifeln wollen. Die angehenden Volksschullehrer werden auf den Lehrerbildungsanstalten wenigstens mit den Elementen der Hygiene vertraut gemacht; dagegen ist diese als ein notwendiger Bestandteil der Ausbildung der Lehrer für höhere Schulen in der grossen Mehrzahl der deutschen Bundesstaaten seither nicht anerkannt worden. Die Ausfüllung dieser Lücke darf wohl nur als eine Frage der Zeit betrachtet werden. Ein erfreulicher Beweis dafür, dass es der Lehrerschaft

selbst an Interesse für diese gute Sache nicht fehlt, ist der auf dem letzten Verbandstage der Vereine akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands in Eisenach mit allen gegen 2 Stimmen gefasste Beschluss, dass „die Schulhygiene als ein notwendiger Bestandteil der Vorbildung der Kandidaten des höheren Lehramts anzusehen sei“.

b) Lehrpläne.

Dass der Unterricht nicht bloss Lehr- und Bildungs-Zwecke, sondern auch erziehliche Zwecke hat, wird gegenwärtig allgemein zugestanden. Zu den erziehlichen Aufgaben des Unterrichts gehört aber in erster Linie eben dies, dass durch ihn Interesse für alles Gute geweckt werde.

Ob und in welchem Masse der Unterricht dieser Aufgabe gerecht zu werden vermag, hängt zunächst von den Lehrplänen ab, besonders von der Auswahl der Lehrstoffe — im Grossen wie im Kleinen.

In dieser Hinsicht muss zuerst gefordert werden, dass in den Schulen nur solche Lehrfächer und Lehrstoffe zugelassen werden, denen die Fassungskraft des Schülers voll gewachsen ist. Von der prompten Erfüllung dieser Forderung — deren Bedeutung und Umfang hier nicht näher erörtert zu werden braucht — ist jeglicher Erfolg des Unterichts überhaupt und insonderheit jede Art des durch den Unterricht zu weckenden Interesses unbedingt abhängig.[1]) Hinsichtlich des intellektuellen Interesses

[1]) Ob die Lehrpläne unserer Schulen dieser Forderung in allen Stücken genügen? Ob z. B. die Lektüre Ciceronischer Prozess- und Staatsreden oder kriegsgeschichtlicher, in das kleinste strategische Detail eingehender Werke eines Cäsar, Xenophon u. a. dem Apperzeptionsvermögen unserer, mit solchen Dingen von Haus aus doch

bedarf dies nach dem früher darüber bereits Gesagten (S. 19 f., 126) kaum noch besonderer Hervorhebung. Dieses Interesse beruht ja ganz und gar auf dem erfolgreichen Gelingen der Geistesarbeit und ist im Grunde nichts anderes als das beglückende Gefühl des geistigen Vorwärtskommens, wie es mit jedem Fortschritt, mit jeder wahren und klaren Erkenntnis sich einstellt; es ist deshalb da von vornherein ausgeschlossen, wo mit dem Schüler Dinge behandelt werden, die sein Geist nicht zu verdauen vermag. Aber auch alle anderen hier in Betracht kommenden: religiösen, ethischen, ästhetischen, nationalen etc. Interessen sind an die gleiche Bedingung geknüpft. Mögen die religiösen, litterarischen, historischen etc. Lehrstoffe an sich noch so sehr geeignet sein, auf das Gemüt

---

nicht vertrauten Gymnasiasten durchweg angemessen ist? Oder ob nicht manches Naturwissenschaftliche, was auf den Gymnasien der Mittelstufe zufällt — besonders das Anthropologische und Hygienische — in den oberen Klassen mit viel reiferem Verständnis und grösserem Interesse entgegengenommen werden würde? Und ob in den Volksschulen der systematische Religionsunterricht, der auch hier an die schwierigsten Probleme der Dogmatik sich heranwagt, nicht doch in manchen Stücken zu viel voraussetzt und — durch katechetische Kunstgriffe — oft nur scheinbar zum Verständnis bringt, was in Wirklichkeit dem Fassungsvermögen dieser Altersstufe versagt ist? Und ob das — in gewissem Umfange zweifellos berechtigte — Verlangen nach eingehenderer Berücksichtigung kulturgeschichtlicher und volkswirtschaftlicher Belehrungen in den Volksschulen nicht doch auf manches, was in dieser Beziehung als wünschenswert vorgeschlagen ist, wird verzichten müssen, wenn man sich gründlich darauf besinnt, ob und inwieweit der Vorstellungs- und Interessenkreis des Volksschülers für eine wirklich in das Wesen der Sache eindringende und bleibend fruchtbare Auffassung solcher Belehrungen die erforderlichen Anknüpfungspunkte darbietet? Diese und ähnliche Fragen eingehend zu beantworten, ist hier nicht der Ort; nur andeuten wollten wir, dass hier keineswegs alles so fraglos und zweifellos feststeht, wie man es vorauszusetzen pflegt.

zu wirken, edle Interessen zu wecken: überfliegen sie die Fassungskraft des Schülers, vermag sein Geist sich nicht hineinzufinden, so bleibt auch der Weg zu seinem Herzen verschlossen. Es verhält sich hiermit wie mit einer Kanzelrede, die, wenn sie über die Köpfe der Hörer hinweggeht, das Gemüt unberührt lässt, auch wenn sie an sich noch so gehaltvoll und wertvoll ist.

Weiter ist zu fordern, dass solche Stoffe bevorzugt werden, die ihrer Natur nach besonders geeignet sind, höhere Interessen zu wecken. Tatsächlich bestehen ja in dieser Hinsicht zwischen den verschiedenen Unterrichts-Fächern und Stoffen sehr erhebliche Unterschiede. Religiöses Interesse zu erregen ist seinem Inhalte nach der Religionsunterricht zweifellos geeigneter als irgend ein anderes Lehrfach, ethische Interessen zu wecken Geschichte und gute Lektüre geeigneter als etwa Mathematik und Naturwissenschaft, ästhetisch zu wirken Poesie, Gesang, Zeichnen geeigneter als Religion, Geschichte u. s. w. Innerhalb des Religionsunterrichts wiederum ist für Gemüt und Interesse das Dogmatische viel unfruchtbarer, als das Historische, bzw. für reifere Schüler höherer Schulen das Religions-Philosophische, in der Geschichte das Tabellarische oder das Zuständliche weniger wirksam, als lebensvoll dargestellte Personen und Ereignisse (besonders für Kinder), in der Naturgeschichte die Formbeschreibung der Tiere und Pflanzen weniger, als die Darstellung ihres Lebens u. s. w.

Selbstverständlich darf der Gesichtspunkt des Interesses für die Wahl der Stoffe nicht allein massgebend sein und muss für die Bedürfnisse des Lebens und zu Zwecken der formalen Bildung manches gelehrt werden, was für die Interessen-Kultur minderwertig ist. Aber ob nicht bei ernstem Wollen auch ohne jede Schädigung der übrigen Unterrichtszwecke den Bedürfnissen des Gemüts doch noch

in weiterem Umfange Rechnung getragen werden könnte, als es tatsächlich geschieht? Und ob nicht die doch im Rechte sind, welche behaupten, dass auf deutschen Schulen ein einseitiger Intellektualismus herrsche und besonders im Punkte des „Wissens“ noch manches für die Bedürfnisse des Lebens wie für die Zwecke der Bildung wertlose Detail verlangt werde?[1]) Wollte man hier weitherzig sichten, so würde nicht bloss eine wünschenswerte Entlastung der Schüler erzielt werden, sondern auch weiterer Spielraum gewonnen zu liebevoller Vertiefung in das hervorragend Bedeutende und Wertvolle, besonders das, was in dem Gemüt des Schülers ein lebendiges Echo des Interesses findet und deshalb belichtend und befruchtend auch in sein Gesinnungs- und Willensleben hineinstrahlt, während toter Wissenskram in dieser Beziehung ganz wirkungslos bleibt.

Es ist nicht unsere Absicht, unter diesem Gesichtspunkte sämtliche Unterrichtsgegenstände einzeln zu erörtern; aber an einigen Beispielen werden wir unsere Forderung doch etwas näher erläutern müssen, um ihre Berechtigung deutlich erkennen zu lassen.

Zuerst der Religionsunterricht! Man hat neuerdings sein Existenzrecht in der Schule bestritten. So tief dies zu bedauern ist, wird man die Gegner doch nicht ohne weiteres als Religions-Feinde verurteilen dürfen. Zweifellos gehören zu ihnen auch solche, die es mit der Religion gut meinen und sie nur deshalb der Schule entzogen wissen wollen, weil sie fürchten, dass die Mysterien und Heiligtümer der Religion eben durch die „schulmässige Behandlung“ und das „lehrhafte Breittreten“ entweiht, ins Gewöhnliche herabgezogen und dadurch gerade um die

---

[1]) Vgl. z. B. Th. Ziegler „allgem. Pädagogik“ (aus Natur und Geisteswelt), 2. Aufl., S. 68.

Wirkung gebracht werden, auf die es in der Religion zweifellos zumeist ankommt: die Wirkung auf das Herz.[1]) Es ist ungefähr derselbe Gedanke, den in symbolischer Verkleidung Goethes „getreuer Eckhardt“ uns ans Herz legen will, sc. dass das Heilige durch Ausreden leicht entwertet wird. Liegt darin nicht etwas Wahres? Zumal wenn die Religion von solchen gelehrt wird, gelehrt werden muss, denen sie selbst nicht Sache des Herzens und des Glaubens ist? Nichtsdestoweniger darf die Schule nimmermehr auf die Religion verzichten. Dass die Jugend einer

---

[1]) „Wenn schon die Pastoren den Leuten die Religion verderben, so folgt daraus alles eher, als dass man nun auch noch die Lehrer für diesen Zweck bemühen müsste. Eher könnte man fragen, ob die Schule es nicht vielleicht der Kirche etwas zu leicht macht, den Leuten die Religion zu verderben. Denn wem sie 8 bis 12 Jahre lang mindestens zweimal wöchentlich alle Tiefen und Höhen der Religion „erklärt“ hat, der hat für Zeit und Ewigkeit genug davon und bringt die Kirche gar nicht erst in die Verlegenheit, das Werk an ihm fortzusetzen.“ „Man zerbricht sich den Kopf darüber, weshalb jener Deutsche, der uns die feste Burg sang, so unpopulär unter uns geworden ist, nicht zuletzt in den gebildeten Ständen. Weil jedes Wort seines Katechismus — und der ist bei unseren Gebildeten ein Synonym für Luther — vom Schulekel trieft. Unsere Synoden erschöpfen sich in Vorschlägen, wie dem Volke die Religion zu erhalten sei. Zu „erhalten“ ist da nichts mehr, aber wer sie wieder ins Volk bringen will, der befreie sie vom Schulzwang!“ (Arthur Bonus „vom Kulturwert der deutschen Schule.“)

„Von allen Martyrien, welche die Religion erleidet, ist das schlimmste der Religionsunterricht. Die Religion beglückt die Seele mit dem Vermögen, zu feiern, zu ahnen. Grausam zerstört der Religionsunterricht dieses Seelenvermögen; er nimmt der Seele den Glauben daran, indem er sie als eine arme, unwissende belehrt, indem er ihre eigenen zarten Regungen mit hartem Gedächtnisstoff, wie Blumen mit Steinen, bedroht. Darum weg mit dem Religionsunterricht, der Religion zuliebe!“ (Domprediger Mauritz; vgl. „Umschau“ 1906, Nr. 38.) „Erst wenn der Religionsunterricht aus der Schule verschwindet, ist Aussicht vorhanden, dass die Religion im Leben wieder eine Rolle spielt.“ (Pfarrer a. D. Fischer; ebendort.)

religiösen Unterweisung nicht entraten kann, bedarf keines Beweises.[1]) Das Elternhaus ist dazu wohl in erster Linie berechtigt, aber nach Lage der wirklichen Verhältnisse doch in den meisten Fällen nicht imstande. So muss auch hier, wie in so vielen anderen Dingen, die Schule für das Elternhaus eintreten. Es liegt das zugleich durchaus im Interesse ihres erziehlichen Einflusses, der eine bedenkliche Einbusse erleiden würde, wenn sie auf den Religionsunterricht verzichten müsste. Aber das ist nun freilich auch nicht zu leugnen, dass die Religion weniger als irgend ein anderer Unterrichtsgegenstand eine einseitig lehrhafte Behandlung verträgt und mehr als jeder andere einen Unterricht erfordert, der ein tiefes Interesse entzündet. Wir haben hier natürlich nicht irgend welche theoretische Interessen theologischer Art im Auge, sondern allein jenes unmittelbare religiöse Interesse, welches in den religiösen Gefühlen wurzelt, die innerliche Gottesverehrung des Herzens, ohne die alle Religion tote, machtlose Sache des Kopfes bleibt. Soll diese Wirkung erzielt werden, so taugen zum Religionsunterricht nur solche Lehrer, die

---

[1]) Abgesehen von den erziehlichen (religiösen, ethischen) Gründen, die für uns im Vordergrunde stehen, ist die Kenntnis der christlichen Religion auch als wesentlicher Bestandteil allgemeiner Bildung unerlässlich. „Mag man zur Religion für seine Person eine Stellung einnehmen, wie man will, so ist auf keinen Fall darüber ein Zweifel möglich, dass sie ein wichtiges, vielleicht doch das allerwichtigste Stück des geschichtlichen Lebensinhalts der Menschheit ausgemacht hat, auch heute noch, trotz jeweiligen Totgesagtwerdens, ein sehr bedeutsames Element unseres geistigen Lebens ausmacht. Wer von christlichem Glauben und Lebensideal, von biblischer Geschichte und Kirchengeschichte gar nichts wüsste, der müsste sich in der Geschichte und noch in der Gegenwart vorkommen wie ein Tauber im Konzertsaal; es fehlte ihm der Schlüssel zum Verständnis eines sehr grossen Stückes des Verhaltens und Handelns, des Empfindens und Schaffens der Menschen. Also muss die Schule von diesen Dingen reden." F. Paulsen „das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung" S. 176.

selbst mit dem Herzen dabei sind, und sollte er keinem wider eigene Neigung und Überzeugung aufgenötigt werden. „Niemand kann Religion lehren, als wer sie besitzt.“ (J. Paul.) Aus dem gleichen Grunde sollte aus dem Lehrplan des Religionsunterrichts aller für das religiöse Leben bedeutungslose Wissens- und Lernstoff ausgeschieden und durchweg das in den Vordergrund gestellt werden, was erbauend auf Herz und Willen des Kindes wirkt.

Früher krankte der Religionsunterricht an einem alles religiöse Leben erstickenden Dogmatismus und Memorialismus. Explizierte Kenntnis des Katechismus — also popularisierte Dogmatik — und Auswendigwissen einer möglichst grossen Menge religiösen Memorierstoffs galt als das Wichtigste. Das war der sicherste Weg, in der grossen Masse totes Maulchristentum grosszuziehen, die tiefer angelegten Geister aber der Religion bzw. der Kirche zu entfremden. Man denke nur an die bezüglichen Erfahrungen und Geständnisse Friedrichs des Grossen oder Goethes.[1]) In der Gegenwart ist es besser geworden, aber doch noch manches zu reformieren. Tatsächlich hat ja schon eine erneute Reformbewegung auf diesem Gebiete eingesetzt, die im wesentlichen auf das abzielt, was auch wir wünschen: weniger Wissenskultus und Dogmatismus und tiefere Erfassung des Herzens und Inter-

[1]) Beide wurden der Kirche wesentlich gerade durch den kirchlichen Katechismusunterricht entfremdet. Dass Goethe gleichwohl, auch noch als er Spinozistischen Ideen sich zugewandt hatte, dem Christentum wie der Bibel stets eine herzliche Verehrung bewahrt hat, ist, sofern es sich um erziehliche Einflüsse der Jugendzeit handelt, hauptsächlich auf die persönlichen Einwirkungen seiner herzensfrommen Mutter zurückzuführen, aber auch auf fleissige Lektüre der Bibel, die dem Knaben das liebste Buch war und deren grosse Bedeutung für die Jugenderziehung er später in die bezeichnenden Worte gefasst hat: „Je mehr die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung gebraucht werden, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Männern“.

esses durch Anschauung religiösen Lebens oder, um es mit den Worten zweier Führer dieser Bewegung zu sagen: „Heimführung der Jugend aus der Wüste abstrakter Scholastik in den Garten lebendiger Realitäten“ (Rohden) und als Wirkung solchen Unterrichts „ein Herz voll reiner, seliger Gefühle und heiliger willenskräftiger Entschlüsse“ (Bang). Warum folgen wir nicht auch hier dem Beispiele Christi selbst, der doch auch als Erzieher und Lehrer unser Ideal ist? Hat er denn als Bedingung des Seelenheils explizierte dogmatische Erkenntnisse geboten und gefordert, wie wir es zu tun pflegen? Und doch hatte er es meist mit Erwachsenen zu tun, während wir meist mit Kindern, deren Fassungskraft an dogmatische Subtilitäten überhaupt nicht heranreicht. „Vor dem Alter der Pubertät“, sagt Diesterweg, „eignet sich für den Knaben kein streng abstrakter Unterricht. Er fasst nur das Konkrete. Man kann ihm das Abstrakte aufzwingen, aber es wird nicht lebendig in ihm.“ Sehr richtig: es wird nicht lebendig in dem Kinde. Weil sein Verstand sich nicht hineinfindet, bleibt auch das Herz kalt dabei. Und selbst wenn und soweit das Kind die Abstraktionen wirklich begreift, machen sie auf sein Gemüt doch wenig oder gar keinen Eindruck. Je mehr sich daher der Religionsunterricht in das rein Theoretische, Dogmatische verliert, desto weiter entfernt er sich von seiner eigentlichen Aufgabe, religiöses Interesse zu wecken. Was auf Kinderherzen Eindruck macht, das sind vor allem lebendige Tatsachen, handelnde Personen. „Keine Lehre hilft, als im lebendigen Fall. Leben zündet sich nur am Leben an, mithin das höchste im Kinde nur durch Beispiel, entweder gegenwärtiges oder geschichtliches.“ (Jean Paul.) Also schauen lassen müssen wir das Göttliche und Heilige in lebendiger Verkörperung, um die Herzen dafür zu gewinnen. Deshalb hat Gott selbst sich in Christo persönlich (leibhaftig) geoffenbart, so dass dieser zu seinen

Jüngern sagen durfte: „Wer mich siehet, der siehet den Vater.“ Gerade dieses Anschauen des Göttlichen in Jesu Person und Leben gewann ihm die Herzen seiner Nachfolger. Darum auch im Religionsunterrichte vor allem anschauliches und andachtsvolles Erfassen der Person und des Lebensbildes Christi![1]) Daneben dann — mit weiser Beschränkung auf das für Kinder Passende und religiös-sittlich Wertvolle — die übrige biblische Geschichte, sowie die spätere Geschichte des Christentums mit ihren Märtyrern, Glaubens-, Wahrheits- und Liebeshelden! [2]) Alles Begriffsmässige aber (Glaubens- und Sittenlehre) in grösster Knappheit und Einfalt und stets herauswachsend aus dem anschaulichen Untergrunde des Historischen, Persönlichen, auf dem allein es für Kinder fassbar und fruchtbar wird.

Auch bei älteren Schülern (höherer Schulen) ist für das Dogmatische schwer Interesse zu erregen. Wohl reicht jetzt die Fassungskraft an das Abstrakte und Metaphysiche heran; aber in diesem Alter regt sich schon zu stark das Verlangen nach geistiger Selbständigkeit, die Skepsis und Kritik, als dass nicht die Geister, und zumeist gerade die besseren, gegen einen dogmatischen Unterricht sich ablehnend verhalten sollten. Dagegen empfiehlt sich hier — neben Vertiefung des Biblischen und Historischen — ein elementar gehaltener Unterricht in der Religions-Philosophie. Dass die junge Welt dieses Alters sich für eine philosophische Betrachtung gerade der höchsten Lebensfragen auf das lebhafteste interessiert, weiss jeder, der sie auch ausserhalb

---

[1]) Davon soll natürlich das, was Christus selbst in seinen Gleichnissen, in der Bergpredigt etc. gelehrt hat, nicht getrennt werden, wie überhaupt biblische Geschichte und biblische Lehre (Psalmen, Propheten etc.) nie ganz voneinander zu scheiden sind.

[2]) „Die beste christliche Religionslehre ist das Leben Christi und dann das Leiden und Sterben seiner Anhänger, auch ausserhalb der Schrift erzählt.“ (Jean Paul.)

der Schule in ihren privaten Neigungen und Beschäftigungen teilnehmend beobachtet. Leider kommt die Schule diesem Bedürfnis nur selten in ausreichendem Masse entgegen, wovon die bedenkliche Folge, dass die Jugend sich über solche Fragen selbst unterrichtet, dabei dann aber, wie es nun einmal ihre Art ist, mit Vorliebe nach dem Radikalsten, Sensationellsten greift (Büchner „Kraft und Stoff", Nietsche „Zarathustra", Häckel „Welträtsel" u. dgl.) und — ohne beratenden Mentor und selbst zu wenig kritisch gewappnet, um Wahrheit und Irrtum zu scheiden — leider nur zu oft in ihrem Glauben und ihren Idealen Bankerott macht. Ein in diese Fragen teilnehmend und verständig eingehender Schulunterricht (philos. Propädeutik), der insonderheit auch über die bezüglichen Ansichten der grossen Denker (Kant, Fechner, Lotze etc.) zu orientieren hätte, würde der lebhaftesten Teilnahme der Jugend begegnen, ihre ideellen Interessen auf das kräftigste fördern, vielen Verwirrungen und Verirrungen vorbeugen und „eine Brücke schlagen können über die gähnende Kluft, die jetzt zwischen einer rein naturwissenschaftlich orientierten Wirklichkeitsvorstellung und dem von der Schule daneben festgehaltenen theologischen Systeme klafft".[1]) Eine solche Vermittlung zwischen Glauben und modernem Wissen ist eins der vitalsten Bedürfnisse der gebildeten Welt überhaupt und der gebildeten Jugend ganz insbesondere.

Nächst dem Religionsunterricht ist besonders die Lektüre (des Sprachunterrichts) geeignet, erziehliche Wirkungen auszuüben. Richtig gewählt und lebensvoll behandelt, erweist sie sich als eine unerschöpfliche Quelle ideeller Anregungen. Indem sie erzählt und singt „von allem Süssen,

---

[1]) Paulsen „das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung", S. 146.

was Menschenbrust durchbebt, von allem Hohen, was Menschenherz erhebt", belebt sie alle besseren Gefühle und lenkt das Interesse vom Gemeinen auf die Ideale des Lebens, auf alles, was gross und schön und edel ist.

Den weitesten Spielraum nimmt die Lektüre auf unseren Gymnasien ein; doch dominiert hier nicht die nationale Literatur, sondern die griechische und römische. Ob diese Vorherrschaft der Griechen und Römer mit den Bildungsbedürfnissen der modernen Welt noch vereinbar ist, soll hier nicht entschieden werden; dazu bedürfte es einer gründlichen Prüfung aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte (des historischen, des sprachlich- und logisch-formalen Bildungswertes, der praktischen Bedürfnisse etc.), die weit über die Aufgabe dieser Schrift hinausgreifen würde. Hier handelt es sich allein um den ideellen Gesichtspunkt des Interessenwertes. Unter diesem muss zweifellos der nationalen Literatur der Vorrang vor der fremden zuerkannt werden — natürlich im grossen Durchschnitt gesehen und von einer Mehr- oder Minderwertigkeit einzelner Erscheinungen hier und dort abgesehen. In früheren Zeiten deutscher Bildungsgeschichte musste die Entscheidung anders ausfallen. Zur Zeit der Renaissance lag die deutsche Literatur noch so sehr in den Windeln, dass natürlich alle besseren Geister sich den humanistischen Studien zuwandten und diese mit Recht auch auf den Schulen in den Vordergrund rückten. Und noch zur Zeit des Neuhumanismus um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, wo ein Goethe und Schiller, F. A. Wolf und W. v. Humboldt aufs neue das Panier der Antike, besonders des Griechentums, aufpflanzten, mochte die Entscheidung zu gunsten des letzteren berechtigt sein. Jetzt aber liegt die Sache doch ganz anders. Jetzt haben wir eine eigene Literatur, die mit der altklassischen sich nicht nur messen kann und nicht nur alles Wertvolle derselben in sich aufgesogen hat, sondern sie an Reichtum der

Gedanken und an Tiefe des ideellen Gehalts zweifellos weit überholt hat. Man vergleiche nur Goethes Iphigenie mit der des Euripides! Die künstlerische und mehr noch die ethische Überlegenheit der ersteren ist so gross, dass Bielschowsky mit Recht sagen durfte, „es sei, wenn wir Goethes Stück neben das des griechischen Tragikers halten, als ob das Ergebnis einer zweitausendjährigen künstlerischen und sittlichen Entwicklung in einem göttlichen Symbol vor uns erschiene".[1] Der deutschen Literatur gebührt aber auch deshalb der Vorzug, weil sie dem Gemüt des Schülers viel homogener ist, weil sie deutsch ist in ihrer Sprache, ihrem Denken und Empfinden und deshalb auf deutsche Herzen natürlich viel nachdrücklicher und inniger wirkt, als der unserem deutschen Wesen in vieler Beziehung fremdartige Geist der Antike. Zudem vergesse man nicht, dass auch das, was in den Schriften der Alten wahrhaft gross und schön ist, seine volle Wirkung auf das Gemüt des Schülers doch nicht auszuüben vermag, weil dieser bei der Lektüre unausgesetzt mit formellen — vokabulären, grammatischen — Schwierigkeiten zu kämpfen hat und deshalb immer nur fragmentarisch, gleichsam in homöopathischen Dosen, den Geist des Schriftstellers auf sich wirken lassen kann. Von einem liebevollen Sichversenken in den Geist der Lektüre und von jener Unmittelbarkeit des Eindrucks, wie jede tiefer gehende Wirkung auf das Gemüt sie voraussetzt, kann dabei wenig mehr die Rede sein. Die deutsche Lektüre, vorausgesetzt dass für jede Altersstufe richtig gewählt wird, schreitet frei von jenen beengenden Fesseln daher; deshalb spricht hier der Geist des Gelesenen auch viel unmittelbarer und vernehmlicher zum Herzen des Schülers.

---

[1] Bielschowsky „Goethe, sein Leben und seine Werke", I. Bd., 4. Aufl. S. 421.

Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, würde auch die Literatur der Alten in guter deutscher Übersetzung für das Interesse fruchtbarer zu machen sein, als in dem Urtexte. Und wenn in dieser Form ihr Bestes (Homer, Sophokles u. a.) der Jugend dauernd erhalten bliebe, könnte selbst der Humanist, sofern es ihm weniger um die Form als um den Geist zu tun ist, getrost in die Zukunft sehen, auch wenn diese, wie Paulsen (a. a. O. S. 134) prophezeit, eine stetig wachsende Selbständigkeit der modernen Kultur und eine proportionale Entfernung vom Studium der alten Sprachen bedeuten sollte.

Der deutsche Literaturunterricht an höheren Knaben- und Mädchenschulen bietet gewiss jetzt schon viel des Schönen und Passenden, daneben doch aber immer noch mancherlei Minderwertiges, Veraltetes, für unser modernes Empfinden Fremdartiges, womit wir die Jugend nicht zu erwärmen und begeistern vermögen. Schon Klopstocks Messias und die meisten seiner Oden sind in dieser Hinsicht von fraglichem Werte; vollends aber sollte man mit Lesestoffen wie J. Fischarts „Geschichtklitterung“, M. Opitzens „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges“, Moscherosch „Gesichte Philanders von Sittewald“, A. v. Hallers „Alpen“, Gessners „Idyllen“ und vielem ähnlichen, was in Lesebüchern und Chrestomatien — wenn auch nur auszugsweise — geboten und in vielen Schulen noch immer gelesen wird, die Jugend gänzlich verschonen. Man opfert mit solcher Lektüre schliesslich doch nur dem Moloch einer für die Zwecke der allgemeinen Bildung ganz überflüssigen Gelehrsamkeit, langweilt die Schüler damit und versäumt darüber bzw. verkürzt die Lektüre solcher Dichter, die unserer Jugend ans Herz greifen und sie für die Ideale des Lebens wirklich tief zu interessieren vermögen. Wir denken dabei nicht bloss an die eigentlichen Klassiker, deren Bestes sich ja längst in die Schulen eingebür-

gert hat, sondern auch an einen Grillparzer, Hebbel, O. Ludwig, K. F. Meyer, Möricke, G. Keller, Th. Storm, Rosegger, Annette von Droste-Hülshoff u. a., von denen die Jugend in der Schule doch recht wenig zu hören bekommt.

Die Volksschule ist mit ihrer sprachunterrichtlichen Lektüre auf das Lesebuch beschränkt. Ein Vergleich der jetzt gebräuchlichen Volksschullesebücher mit denen früherer Zeiten (von Rochow, Wilmsen, Diesterweg u. a.) lässt gerade auf diesem Gebiete der Schulliteratur erfreuliche Fortschritte und das wachsende Streben erkennen, der Volksjugend nur das Beste zu bieten. Nur dass doch oft noch das Niveau der kindlichen Fassungskraft zu hoch taxiert und manches geboten wird, wofür in dem Gedankenkreise oder Interessenleben des Kindes die Voraussetzungen fruchtbarer Aneignung fehlen. Es gilt dies insonderheit von vielen lyrischen Gedichten, die, wenn an sich noch so schön und tief empfunden, doch in dem Kindesgemüte die erhoffte Wirkung nicht erzielen, weil sie Lebenserfahrungen oder Stimmungen voraussetzen, die das Kind nicht hat und nicht haben kann. Man denke beispielsweise an Goethes wundervolles „Der du von dem Himmel bist“, in dessen elegische, friedensbedürftige Stimmung kein gesundes, naives Kindergemüt sich recht hineinfinden wird. Das Lyrische liegt überhaupt dem Kinde meist zu hoch[1]), sei es aus dem angegebenen Grunde, sei es weil konkrete Gestalten und Handlungen fehlen, so dass die Phantasie, an die bei dem Kinde viel mehr noch als bei dem Erwachsenen das Gefühl sich anlehnt, nichts zu schauen und zu erleben hat. Ebendeshalb ist alles

---

[1]) Anders verhält es sich vielfach mit dem gesungenen Liede, weil hier das Gefühlsmässige durch den musikalischen Ton sinnlicher und unmittelbarer zum Ausdruck gebracht werden kann, als durch das bloss gelesene oder erklärende Wort der Sprache.

Epische für das Kind ungleich zugänglicher und wirkungsvoller. Goethes „Erlkönig“, Bürgers „Lied vom braven Mann“, J. Mosens „Andreas Hofer“, Heines „Belsazar“, Uhlands „Rache“ u. ä.: das sind Gedichte, die Kinderherzen wirklich ergreifen und darum mit Recht in keinem guten Lesebuche fehlen. Auch gute Prosa-Erzählungen, sofern sie dem kindlichen Anschauungskreise angepasst sind, verfehlen nie ihre Wirkung.

Ein bedauerliches Manko des Volksschulunterrichts ist es ohne Frage, dass er neben dem bunten Vielerlei kleiner Gedichte und Prosastücke des Lesebuchs nicht auch grössere Werke zu lesen hat, wie sie die höheren Schulen z. B. in dem Homer, dem Nibelungenliede, den klassischen Dramen etc. bieten. Wenn durch die Lektüre ein tiefes und nachhaltiges Interesse in dem Herzen des Kindes erzeugt werden soll, so genügt es nicht, dass in buntem Wechsel der Stoffe und Eindrücke und immer nur flüchtig bald diese, bald jene Saite des Gemütslebens angeschlagen wird, sondern dann müssen ihm daneben auch Lesestoffe grösseren Umfanges geboten werden, in die es sich nach und nach wirklich einleben und mit deren Helden und Ideen es geistig verwachsen kann. Über die Lektüre des „Robinson“ in den Schulen Herbart-Zillerscher Richtung ist viel gespottet worden; indessen, wenn auch die Wahl gerade dieses Stoffes anfechtbar sein mag, im Prinzip ist hier doch ein zweifellos sehr wertvoller Gedanke richtig erkannt und mit seiner praktischen Ausführung ein erfreulicher Anfang gemacht, der allseitige Nachahmung verdient. Die grösseren Dichtungen (Dramen, Epen) unserer Klassiker liegen ja, mit wenigen Ausnahmen, der Volksschule zu hoch; dagegen bietet unsere Jugendliteratur die reichste Auswahl an trefflichen Lesewerken, edel gehaltenen Erzählungen, Biographien u. dgl., die hervorragend geeignet sind, lebendiges Interresse für alles Gute uud Edle in den Herzen der Kinder

zu entzünden, und deren Bestes, in die Schule herübergenommen, hier zweifellos von grossem erziehlichen Segen sein würde. Man wende nicht ein, solche Lektüre sei Sache des Hauses! Nimmt man die Dinge — nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie wirklich sind, so ist gar nicht zu leugnen, dass einem sehr grossen Prozentsatz unserer Volksschüler die Verhältnisse des Elternhauses, besonders in den grossen Industriebezirken, private Lektüre überhaupt nicht gestatten. Das ist eine sehr ernst zu nehmende Tatsache, aus der der Schule die unabweisliche Pflicht erwächst, auch in diesem Punkte aushelfend und ergänzend für das Elternhaus einzutreten. Wir geben zu, dass praktische Schwierigkeiten entgegenstehen; aber sie sind überwindbar und werden überwunden werden, wenn man sich über die grosse ideelle Bedeutung der Sache erst einig geworden ist. Insonderheit wird sich dann auch die nötige Zeit dazu finden: zumal wenn man konsequent auf allen überflüssigen Wissenskram verzichten und im Sprachunterrichte selbst im Punkte der Rechtschreibung, mit der wir Deutschen doch eine Art Götzendienst treiben und in der Schule eine ungeheure Zeit verschlingen, etwas weitherziger sein wollte.[1])

Unter den Lehrfächern, welche geeignet sind, für die Ideale des Lebens nachhaltiges Interesse in der Jugend zu wecken, nimmt auch die Geschichte eine bedeutsame Stelle ein. Sie bietet eine Fülle des Vorbildlichen, ergreifende Beispiele des Heldenmutes, der Glaubenstreue, Wahrheitsliebe, Selbstverleugnung (Huss, Luther, Andreas Hofer, Nettelbeck, Friesen, Th. Körner u. v. a.) und lässt sich insofern in fruchtbarster Weise verwerten, das Interesse für alles Grosse und Edle lebendig zu machen.

---

[1]) Wir stimmen hier ganz mit Zieglers verständigen Ansichten überein; cf. Z. „allg. Päd.“, 2. Aufl., S. 37 ff.

Und indem sie das Kind in die Lebensgeschichte seines Volkes einführt, es mit dessen grossen Taten und Helden vertraut macht, ihm Vorbilder hingebender Vaterlandsliebe vor die Augen stellt, erweist sie sich als ein hervorragend geeignetes Mittel, den Patriotismus und das nationale Interesse zu beleben. Dass neben der Einführung in das Verständnis der Gegenwart eben diese ideelle Wirkung im Geschichtsunterricht die Hauptsache sei, ist für die Pädagogik der Volksschule ausgemachte Sache.

Im Zusammenhange mit dieser Erkenntnis steht die Tatsache, dass sich in der Volksschule allgemein die biographische Geschichtsbehandlung eingebürgert hat. Indem diese Methode darauf Verzicht leistet, alles in gleicher Ausführlichkeit zu behandeln, und sich auf einzelne bedeutsame Erscheinungen, besonders die Hauptträger der grossen historischen Ereignisse, beschränkt, sichert sie den unschätzbaren Vorteil, dass der Unterricht in die ausgewählten Stoffe nun auch liebevoll eingehen und sie derart lebensvoll und anschaulich ausmalen kann,[1]) dass das Kind das Erzählte nicht bloss mit seinem Verstande begreift, sondern auch in seiner Phantasie miterlebt und in seinem Herzen lebendig mitempfindet. Nur so ist es möglich, für die grossen Männer und Taten der Ge-

---

[1]) Die biographische Methode wurde bereits von dem Kirchenvater Augustin (für den biblischen Geschichtsunterricht) gefordert und in ihrer Bedeutung ganz richtig gewürdigt. In seiner Schrift „de rudibus catechizandis“ führt er aus, dass nicht die ganze biblische Geschichte in gleicher Ausführlichkeit vorzutragen sei, sondern „es sollen besonders merkwürdige (bedeutsame) Tatsachen und solche, die lieber gehört werden, aus den einzelnen Zeitabschnitten ausgewählt werden: nicht um sie nur im Fluge zu zeigen und sofort wieder dem Auge zu entziehen, sondern um dabei länger zu verweilen, sie gleichsam aufzulösen und auszubreiten und zur Beschauung und Bewunderung dem Geiste der Zuhörer anzubieten; das übrige aber ist in schnellem Laufe einzufügen und so der Zusammenhang herzustellen.“

schichte lebendiges Interesse in den Herzen der Kinder zu erzeugen. Speist man sie mit allgemeinen Übersichten und dürren Leitfadennotizen ab, wie es unvermeidlich ist, wenn alles in gleicher Ausführlichkeit bzw. Dürftigkeit behandelt werden soll, so geht das Herz leer aus. Die Beteiligung des Gemüts an dem Erzählten und insofern auch das Interesse daran hängt eben ganz davon ab, ob und in welchem Masse das Kind durch den Erzähler instandgesetzt wird, mit seiner Phantasie sich lebendig in die Situation hineinzuversetzen, die Ereignisse und Personen in konkreten Zügen verkörpert zu schauen und in seiner Phantasie wirklich mit zu erleben, was der Lehrer erzählt. Es ist, wie gesagt, einer der grössten Vorzüge der biographischen Methode, dass sie für das erzählende Ausmalen, an welchem diese Wirkung hängt, ausreichenden Spielraum sichert.

Der gegen die biographische Methode häufig erhobene Einwurf, dass bei ihrer Anwendung der Pragmatismus der Geschichte nicht zu seinem Rechte komme, hat, auf den Volksschulunterricht bezogen, wenig zu bedeuten. Ein tieferes Eingehen in den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse verbietet sich hier ohnehin durch den Bildungsstandpunkt der Kinder; soweit er aber für diese erkennbar und für das Verständnis der Geschichte unerlässlich ist, steht nichts im Wege, die biographischen Einzelbilder durch angemessene Überleitungen und Verknüpfungen in Zusammenhang zu bringen. Von der Biographie Karls des Grossen z. B. ganz unvermittelt zu der Heinrichs I. überzuspringen, wird auch in der Volksschule keinem verständigen Lehrer beikommen; einige überleitende Bemerkungen über den Verfall des Reichs unter den späteren Karolingern, über die äusseren Feinde, welche Deutschland damals verheerten etc., sind hier unerlässlich, um Heinrichs I. geschichtliche Bedeutung erkennen zu lassen; aber sie tun dem Wesen der biographischen Methode auch keinen Eintrag.

In **höheren Schulen** (auf den oberen Stufen) muss der geschichtliche Pragmatismus natürlich in viel weiterem Umfange zur Geltung kommen: nicht bloss weil hier ein tieferes historisches Verständnis zu vermitteln ist, sondern auch weil der gereiftere Geist nach Erkenntnis der kausalen Zusammenhänge **verlangt** und durch angemessene Befriedigung dieses Bedürfnisses sein **Interesse** an der Geschichte erheblich gesteigert wird. Aber auch in diesen Lebensjahren erwärmt sich die junge Welt gerne noch für grosse Menschen und Taten und ist ihr Herz noch empfänglich für jene begeisternde Wirkung historischer Grösse, die Goethe „das Beste an der Geschichte" nannte. In unserem Zeitalter wachsender Blasiertheit und Nüchternheit sollte die höhere Schule diesem natürlichen Jugend-Bedürfnis doppelt Rechnung tragen und darum auch in den oberen Klassen das Biographische nicht so sehr in den Hintergrund treten lassen, wie es oft geschieht. In vielen Fällen fordert zu einer eingehenden Berücksichtigung des Persönlichen der Geschichts-Pragmatismus selbst heraus. Mochten die grossen Ereignisse und Wendungen der politischen und der Geistes-Geschichte noch so tief in den **Verhältnissen** wurzeln, in der Regel wirkten doch **persönliche** Einflüsse so entscheidend mit, dass jene Ereignisse ohne nähere Kenntnis dieser persönlichen Faktoren nicht zu verstehen bzw. in ihrer Bedeutung gehörig zu würdigen sind. Reifere Schüler Geschichte des 16. Jahrhunderts zu lehren, ohne in das Persönliche eines Luther, U. v. Hutten, Giordano Bruno liebevoll einzugehen, oder Geschichte der Neubegründung des Deutschen Reichs zu lehren, ohne ausführliches Lebens- und Charakterbild eines Bismarck: das wäre eine Versündigung gegen den Pragmatismus der Geschichte ebensosehr wie gegen die pädagogische Forderung, dass die Schule keine Gelegenheit verabsäumen soll, die Jugend für alles Grosse zu begeistern.

Die in neuerer Zeit mit wachsendem Nachdruck betonte Forderung, dass in dem historischen Unterrichte mehr Kulturgeschichte und weniger Kriegsgeschichte betrieben werde, ist in gewissem Umfange zweifellos berechtigt. Näheres Eingehen in das Zuständliche (wirtschaftliche, soziale Verhältnisse, Kunst und Wissenschaft, religiöses Leben etc.) und seine Wandlungen in den verschiedenen Geschichtsepochen ist zu einem tieferen historischen Verständnis, wie es die höhere Schule vermitteln soll, gewiss unerlässlich und für reifere Schüler auch von Interesse. Anders liegt die Sache bei Kindern. Das Zuständliche ist für sie meist zu abstrakt und findet in ihrem Vorstellungskreise und ihrem viel mehr dem Persönlichen, Lebendigen zugewandten Interessenleben zu wenig Anknüpfungspunkte, als dass der Unterricht es für sie wirklich fruchtbar machen könnte. In der Volksschule und auf den unteren Stufen der höheren Schulen sind daher kulturgeschichtliche Belehrungen nur in beschränktem Umfange angezeigt. — Von Kriegen und Schlachten wurde früher und wird wohl auch jetzt noch in manchen Schulen zu viel geredet, und jedenfalls war bzw. ist es ein Unfug, die Schüler mit strategischen Details zu behelligen, die nur für den Fachmann von Interesse sind, oder ihnen zahllose Schlachten-Daten einzuprägen, deren Kenntnis auch für den Gebildetsten ohne allen Wert ist (sämtliche Schlachten-Daten der punischen Kriege, des 30jährigen Krieges u. dgl.). Nur dass man nun nicht von einem Extrem ins andere fallen und den Wert der Kriegsgeschichte überhaupt bestreiten sollte. Als entscheidende Wendepunkte in dem Leben der Nationen, oft auch als gewaltige Zeugnisse ihres kulturellen Aufschwungs oder Niedergangs, sind die grossen Kriegsereignisse doch auch für den Pragmatismus und für das Verständnis der inneren Volksentwicklungen von grosser Bedeutung. Man denke beispielsweise an den letzten

Kampf der Russen und Japaner und was er uns gelehrt hat. Mehr aber noch ist hier der Gesichtspunkt des jugendlichen Interesses zu betonen. Gerade die Kriegsgeschichte bietet für dieses so viel Wertvolles, so viel des Heldenhaften, Grossen, Erhebenden, so viele ergreifende Vorbilder des Mannesmutes, der Treue, der Selbstaufopferung, der Vaterlandsliebe (Leonidas, Decius Mus, Teja, A. Hofer, Schill, Th. Körner u. v. a.), dass es eine pädagogische Versündigung ohne gleichen wäre, wenn die Schule diese Quelle der Begeisterung der Jugend verschütten wollte. Dass darum nicht der Krieg als solcher verherrlicht und keinerlei Chauvinismus genährt werden soll, ist für jede besonnene Pädagogik ebenso selbstverständlich wie eine massvolle Beschränkung auf solche Kriegsereignisse, die unter den angedeuteten Gesichtspunkten wirklich von Wert und Bedeutung sind.

Jedem Geschichtslehrer, der es mit reiferen Schülern zu tun hat, sei zur Belebung des Interesses auch die Pflege der historischen Lektüre empfohlen: nicht bloss sogenannten „Quellenmaterials“ (Briefe, Urkunden, Tagebücher etc.), sondern mehr noch der historischen Klassiker (Mommsen, Giesebrecht, v. Ranke, v. Treitschke, v. Sybel u. v. a), aus deren Werken natürlich nur einzelne — besonders plastische, lebensvolle, charakteristische — Abschnitte zu bieten sind.[1]) Solche Lektüre, die nicht bloss als private, sondern auch als Bestandteil des Unterrichts selbst zu denken ist, trägt wesentlich zu dessen Belebung bei, gibt erwünschte Gelegenheit, an geeigneten Punkten das Verständnis und Interesse zu vertiefen, weckt den Sinn für das Gediegene, Klassische und das Verlangen nach eigener Weiterbildung. Raum und Zeit dafür wird nur der Pedant vermissen, dem Breite des

[1]) So fordern es z. B. die neuen Lehrpläne der Lehrerbildungsanstalten für den Unterricht der Seminaristen.

Wissens und Masse der Daten mehr gilt, als die bildende und erziehliche Wirkung des Unterrichts. — In der Volksschule, überhaupt in jedem für Kinder bestimmten Geschichtsunterricht, wird sich die historische Lektüre natürlich in bescheidenen Grenzen halten müssen.

Dass in dem Geschichtsunterricht das Nationale vor dem Fremden in den Vordergrund gestellt werde, muss zunächst aus den gleichen Gründen gefordert werden, welche wir für die Bevorzugung der nationalen Literatur geltend machten. Hier kommt dann noch der andere wichtige Gesichtspunkt hinzu, dass der Patriotismus, die Liebe zum eigenen Vaterlande, das Interesse am Leben der eigenen Nation, selbstverständlich viel wirkungsvoller durch die Geschichte des eigenen Volkes geweckt wird, als durch die Behandlung der Fremde. In den Volksschulen, in den ungeteilten wenigstens, wo für die Geschichte ohnehin ein recht kleiner Spielraum erübrigt, muss man sich deshalb auf die Geschichte des engeren und weiteren Vaterlands beschränken und die Geschichte anderer Völker nur insoweit berücksichtigen, als sie für das Verständnis der vaterländischen unerlässlich ist. Die grossen Wendepunkte der alten Geschichte, wie sie sich etwa an die Namen eines Nebukadnezar, Cyrus, Alexander etc. knüpfen, können ohnehin in gelegentlicher Verbindung mit der biblischen Geschichte des alten Testaments ausreichende Berücksichtigung finden. In höheren Schulen muss man natürlich auf die fremdem Völker näher eingehen; doch sollte auch hier das Vaterländische noch mehr, als es zu geschehen pflegt, in den Vordergrund gestellt werden. Auch für die höhere Schuljugend gilt des Dichters Wort: „Ans Vaterland, ans teure, schliess dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft“. Überdies wird, je breiter der Geschichtsunterricht angelegt wird, um so mehr die

Möglichkeit eingeschränkt, sich in das hervorragend Bedeutende und Wertvolle gehörig zu vertiefen, und damit der Geschichtsunterricht von seiner schönsten Aufgabe, für alles Grosse in der Geschichte nachhaltiges Interesse zu erzeugen, abgelenkt.

Zu den Interessen, auf denen Güte und Edelsinn menschlicher Gesinnung beruht, zählen wir auch jedes echte Interesse an der Natur: das intellektuelle Interesse an der Erkenntnis der Natur, ihrer Erscheinungen, ihres Zusammenhanges, ihrer Gesetzmässigkeit, ihrer treibenden Kräfte etc., das ästhetische Wohlgefallen an der Erhabenheit und Schönheit ihrer Werke, das religiöse Interesse an alle dem in ihrem Wesen und Wirken, was unser Gemüt und unsere Vernunft auf die göttliche Urheberschaft hinweist, endlich das sympathetische Mitgefühl mit all ihren Lebewesen, vom grössten bis zum kleinsten. Besonders diese letzte Seite des Naturinteresses ist mit der Güte menschlicher Gesinnung so innig verknüpft, dass Schopenhauer mit Recht sagen durfte, „wer gegen Tiere grausam sei, könne kein guter Mensch sein“.

Dass der naturkundliche Unterricht die Belebung dieser Interessen als eine seiner vornehmsten Aufgaben zu betrachten habe, wird neuerdings mit wachsendem Nachdruck anerkannt. Auch in der Praxis des Unterrichts wie der Lehrbücher machen sich in dieser Richtung erfreuliche Fortschritte bemerkbar: auf dem Gebiete der Naturbeschreibung besonders darin, dass man anfängt, von dem herkömmlichen Formalismus und Schematismus sich loszuringen und mehr in das Leben und die Lebensbeziehungen der Naturkörper einzugehen. Freilich wird daneben auch jetzt noch manch überflüssige und langweilige Gelehrsamkeit mitgeschleppt und eine Nomenklatur („spiralig, lanzettlich, linealisch-lanzettlich, spatelförmig, parallelnervig, schrotsägeförmig, fiederspaltig, grundständig“ etc.),

die wenigstens für Kinder ganz ungeniessbar ist. Gewiss sollen auch sie schon im Kleinen sorgfältig beobachten, merken und unterscheiden lernen — was nicht bloss für das Verständnis der Natur unerlässlich, sondern auch sehr interessant und bildend ist; aber man braucht ihnen darum nicht alles in eine gelehrte Nomenklatur zu bringen und damit die Freude an der Natur zu verleiden. Um die im Unterricht beobachteten Gegenstände in der Natur wiederzuerkennen und im Leben richtig zu verwerten, bedarf es viel weniger des Einlernens einer minutiösen Terminologie, als des aufmerksamen und oft wiederholten Anschauens und Vergleichens und — was leider so oft versäumt wird — eines fleissigen Nachzeichnens. Auge und Hand behalten eben viel besser, als das Lexikon der Sprache.

Für starke Betonung des Biologischen im naturgeschichtlichen Unterricht spricht neben anderen Gründen besonders die Tatsache, dass die Lebenserscheinungen und Lebensbeziehungen dem Schüler ungleich interessanter sind, als eine einseitig morphologische Naturbetrachtung. Natürlich gehören dahin auch Belehrungen über den ursächlichen Zusammenhang zwischen Bau und Leben der Naturkörper (physiologische Bedeutung und Zweckmässigkeit der Organe, Formen, Farben etc.); nur dass diese Seite des Biologischen nicht einseitig gepflegt und besonders jüngeren Schülern in dieser Beziehung nicht zu viel zugemutet werden darf. Grundvoraussetzung des Interesses wie jedes unterrichtlichen Erfolges überhaupt ist und bleibt doch das volle Verständnis dessen, was gelehrt wird; wenn aber, wie das zur Zeit nicht selten geschieht, schon mit 8—10jährigen Kindern Betrachtungen darüber angestellt werden, wie zweckmässig für die Wühlarbeit des Maulwurfs dessen walzenförmiger Leib, kurzer Hals, samtartiger Pelz etc. eingerichtet sei, oder warum das Rind so viel Nahrung zu sich nehmen müsse, wie es dazu durch die starke Muskulatur des Nackens, die kräftigen Beine, die lange Zunge, den

grossen Magen befähigt werde u. dgl.: so setzt man doch schon zu viel voraus und erzielt deshalb weder volles Verständnis noch das rechte Interesse. Voll verständlich dagegen und von höchstem Interesse sind für Kinder dieses Alters die in die Augen fallenden Lebenstätigkeiten und Lebensgewohnheiten der Tiere (wie der Maulwurf wühlt, wie er sich seine Wohnung einrichtet, seiner Nahrung nachgeht, mit seinesgleichen kämpft u. dgl.). Dabei sollte der Unterricht, auch wenn er es mit reiferen Schülern zu tun hat, mehr noch in das Seelenleben der Tiere eingehen; denn das ist für uns Menschen alle an den übrigen Lebewesen doch das Interessanteste, dass wir selbst uns irgendwie in ihnen wiederfinden. Man braucht darum die Tiere nicht unwissenschaftlich zu vermenschlichen und ihnen mehr Intelligenz und Gemüt anzudichten, als sie wirklich besitzen; es bleibt des sicher nachweisbaren Seelischen und darunter des Interessanten immer noch so viel, dass es nur liebevoller Beobachtung bedarf, um es zu erkennen und die Kinder erkennen zu lassen. Aber eben diese „Beobachtung“ unterbleibt leider so oft, auch da, wo des Kindes Umgebung die reichste Gelegenheit dazu bietet. Das Leben und Treiben der Bienen und Ameisen, der Spinnen und Käfer, der Spatzen, Staare, Raben, Störche, des Hundes, des Pferdes und vieler anderer Tiere, mit denen das Landkind fast täglich in Berührung kommt: wie viel des Interessanten bietet es doch, und welch überraschende Einblicke in die seelischen Vorgänge der Tiere gestattet es schon dem Kinde, wenn dieses durch angemessene Anleitung und richtig gestellte Beobachtungsaufgaben zu sorgfältiger, sinniger Betrachtung und Deutung der Lebensvorgänge des Tieres angeregt wird! Dies ist zugleich der beste Weg, die Tierwelt der Sympathie des Kindes nahezubringen und es vor jeder Grausamkeit gegen die Tiere zu bewahren.

Auch die Gruppierung des Lehrstoffs nach natürlichen

„Lebensgemeinschaften“ bzw. im Rahmen geschlossener „Naturbilder“ (Teich, Wiese, Feld, Wald, Meer etc.) ist zu einer Vertiefung des Natur-Interesses wohl geeignet, weil sie die reizvollen Lebens-Beziehungen der Naturwesen mehr in den Vordergrund rückt, auch eine ästhetische Auffassung der Natur („Naturbilder“) mehr begünstigt, als eine künstlich systematische Anordnung.

Man hat der Schule den Vorwurf gemacht, dass sie der Naturwissenschaft nicht den Spielraum gönne, der ihrer gegenwärtigen Bedeutung entspreche und zur Erzeugung eines tieferen Naturinteresses erforderlich sei. Ob dieser Vorwurf so allgemeinhin zutrifft, bleibe dahingestellt; das Gymnasium jedenfalls wird ihn sich gefallen lassen müssen, wenigstens soweit es sich um die naturhistorischen Disziplinen handelt. Diese werden hier ja in den oberen Klassen überhaupt nicht mehr gelehrt. Nicht einmal die Anthropologie! Einer rückschauenden Kritik späterer Jahrhunderte wird an unserem Bildungswesen nichts so befremdlich erscheinen wie eben dieses Manko. Denn dass eine rein objektive, von allen traditionellen und konventionellen Rücksichten unbeeinflusste Wertung der Lehrfächer die Menschenkunde obenan stellen muss, ist so zweifellos wie dies, dass dem Menschen nichts so interessant und zu kennen und zu verstehen nichts so nötig ist wie sein eigenes Selbst nach Leib und Seele. Und was liesse auf den oberen Stufen höherer Lehranstalten, wo für ein tieferes Eindringen die Voraussetzungen gegeben sind, gerade aus dieser Disziplin sich machen! Wir haben dabei nicht bloss den handgreiflichen praktischen Gewinn für das Gebiet des Hygienischen im Auge, sondern mehr noch den reichen Ertrag ideellen Interesses, der aus jeder Vertiefung in die Wunder des eigenen Organismus sich ergeben muss. Nirgends hat die Natur Grösseres geschaffen als hier. Man denke nur an den grandiosen Wunderbau des Gehirns, des Auges, des Ohres

u. ä.: in kleinsten Raumverhältnissen eine Grossartigkeit und Weisheit der Gestaltung wie der Leistungen, die auch den grössten Naturforscher mit tiefer Ehrfurcht erfüllt und mehr Geist und Grösse predigt, als ganze Bände von Klassikern.

Mit der Anthropologie liessen sich dann ungezwungen auch Belehrungen über die wichtigsten Erscheinungen und Gesetze des Seelenlebens verbinden, die mit gleichem Rechte aber auch der philosophischen Propädeutik vorbehalten werden könnten. Vertrautheit mit den Elementen der Psychologie ist ebenso wie die Kenntnis des eigenen Körpers unbedingt als Wesensbestandteil jeder höheren Allgemeinbildung anzuerkennen, ist auch als Vorbedingung philosophischen Studiums sowie für ein tieferes Verständnis vieler anderer Wissensgebiete unerlässlich. Dass gereiftere Schüler an solche Dinge mit warmem Interesse herangehen, liegt in der Natur der Sache und hat sich überall, wo man den Versuch gemacht hat, bestätigt.[1])

Auch Zoologie und Botanik sollten in den oberen Klassen der höheren Schulen nicht ganz ausgeschaltet werden. Viele bedeutsame Lebensvorgänge im Tier- und Pflanzenreich — Zellenbildung und Zellenleben, Assimilation, Wachstum, Tropismen, Geschlechtsleben, Sinnesleben der Pflanzen etc. — sind doch nur mit gereifteren Schülern fruchtbar zu behandeln, bleiben daher bei der üblichen Verteilung des Lehrstoffs den meisten

---

[1]) Z. B. an den Lehrerbildungsanstalten, wo in der Psychologie, als Hilfswissenschaft der Pädagogik, ein verhältnismässig eingehender Unterricht erteilt wird. — Dass nach den experimentell-statistischen Untersuchungen Dr. William Sterns über Beliebtheit und Unbeliebtheit der Lehrfächer („Zeitschrift für pädag. Psychologie etc." 1905, S. 267 ff.) an den genannten Anstalten gerade die Pädagogik sich der höchsten Beliebtheit erfreut, ist zumeist auf das Konto der Psychologie zu schreiben, der das lebhafteste Interesse entgegengebracht wird.

Schülern verschlossen. Und doch, wie eminent interessant, wie geist- und gemütbildend ist eine Vertiefung gerade in diese rätselvollen Gebiete! Welche Wunder da im Kleinen sich offenbaren, wie unbeschreiblich zweckmässig da eins ins andere greift und in allem die Entelechie eines unbegriffenen Geisteswaltens sichtbar wird: ja, davon haben leider sehr viele Gebildete gar keine Ahnung.

Es ist oft behauptet, dass der naturwissenschaftliche Unterricht das religiöse Interesse schädige, die Schüler dem Gottesglauben entfremde. Wir meinen im Gegenteil, dass eine voraussetzungslose Naturbetrachtung das religiöse Interesse nur beleben und vertiefen kann, dass sie „zu einer Andacht stimmt, die die Natur als Hinweisung auf ein Höheres, dessen Werk und Offenbarung sie ist, auffasst". (Paulsen.) Die Erkenntnis der grandiosen Gesetzmässigkeit und Einheitlichkeit des Weltalls wie der mehr und mehr sich enthüllenden, auch des Forschers Bewunderung erregenden inneren Zweckmässigkeit des Organischen führt nicht nur das philosophische Denken, sondern auch jedes unbefangen beobachtende Gemüt notwendig zu der Überzeugung von der Priorität des Geistigen und damit schliesslich zur Gottesidee. Wenn die Naturwissenschaft selbst jede Einmischung derartiger Gedanken in die kausale Erklärung der Naturvorgänge ablehnt, so ist das von ihrem Standpunkte aus berechtigt; sie muss zunächst sehen, wie weit sie mit ihren eigenen (mechanischen) Erklärungsprinzipien kommen kann. Dass aber mit diesen die Welt nicht restlos erklärt ist und erklärt werden kann, leugnet sie gar nicht. Dass es „Grenzen des Naturerkennens" gibt, dass überhaupt die menschliche Intelligenz nicht imstande ist, das Wesen des Seins und Geschehens ohne Rest aus den natürlich gegebenen Ursachen zu begreifen: das haben gerade die grössten Denker und Forscher — ein Newton, Tyndall, Dubois Reymond, Helmholtz, Liebig, Lavoisier, Fechner, Lotze u. a. m. — rückhaltlos an-

erkannt. Wir erinnern nur an das Wort des grossen Physikers Tyndall: „Wenn wir die Naturlehre nach allen Seiten erschöpft haben, dann liegt noch das grösste Geheimnis vor uns, ewig über das Verständnis des menschlichen Geistes hinaus". Der naturkundliche Unterricht, zumal in der Volksschule, kann seine Schüler nicht bis in jene Tiefen der Forschung hineinführen, wo diese Grenzen des Erkennens sich dem Geiste des grossen Denkers fühlbar machen. Gewiss liegt hierin die Gefahr, dass der naturkundliche Unterricht, besonders der physikalische, in den Schülern den Wahn erweckt, es gehe alles in der Welt mechanisch zu. Um so weniger wird ein gewissenhafter Lehrer der Naturkunde es unterlassen wollen, passenden Orts daran zu erinnern, dass noch sehr viel Unbegriffenes und Unbegreifliches übrig bleibt, dass das, was die Naturwissenschaft mit den Worten „Materie", „Atom", „Kraft", „Gravitation" u. a. bezeichnet, im Grunde nur Worte für ganz unbegriffene Dinge sind, dass das Problem des Lebens für die Forschung, je tiefer sie eindringt, immer rätselhafter wird[1]), und dass überhaupt die Welt in ihrem Ansichsein nicht das ist, als was sie unsern Sinnen erscheint, so dass es insofern bei dem Goetheschen Worte verbleibt, „dass wir nichts Rechtes wissen können" und „ewig an Problemen tasten." Nur so gestaltet sich der naturkundliche Unterricht, wenn auch nur im kleinen, zu einem treuen und wahren Spiegel der „Naturwissenschaft", deren Aufgabe, wie Tyndall so schön sagt, „nicht die ist, das Weltall seiner Wunder zu entkleiden, sondern das Wunderbare und Geheimnisvolle an seinen Vorgängen nachzuweisen". Nur so auch bewahrt er vor materialistischen Abwegen und sichert jenes echte religiöse Interesse,

---

[1]) „Das Problem des Lebens ist ein Rätsel, nicht zum Lösen, sondern zum Verzweifeln geeignet." (Francé in der Umschau 1904, Nr. 34.)

welches sich stets demütig der Schranken seines Menschentums bewusst ist und anbetend aufschaut zu dem über alles menschliche Begreifen erhabenen Schöpfer der Kreatur.

Unter den technischen Fächern sei schliesslich nur kurz noch der Zeichenunterricht gestreift, weil gerade er in seinen jüngsten Entwicklungsphasen recht deutlich erkennen lässt, wie sehr durch die Wahl des Stoffes das Interesse am Unterricht bedingt ist. Die alte bzw. im Absterben begriffene Zeichenmethode, welche die Darstellung toter Formen und Formelemente — Linien, geometrische Figuren, Ornamente, Parquetmuster u. dgl. — zur Hauptsache machte, erfreute sich in den Schulen keineswegs besonderer Beliebtheit. Die natürliche Freude, die jedem normal veranlagten Kinde — auch schon vor der Schulzeit — die zeichnende Wiedergabe geschauter Dinge bereitet, wurde bei jener Methode teils durch den Zwang des Systems, teils und hauptsächlich durch das tote Formenwesen geradezu ertötet. Der neue Zeichenunterricht, der damit gründlich aufgeräumt hat und von vornherein wirkliche Dinge nachzeichnen oder aus dem Gedächtnis aufzeichnen lässt[1]), kommt eben dadurch in ungleich höherem Masse dem natürlichen Interesse des Kindes entgegen, welches stets die wirklichen Dinge vor toten Formen und Abstraktionen bevorzugt. Daraus hauptsächlich erklärt sich die grosse Beliebtheit, deren sich nach Ausweis statistischer Untersuchungen der neue Zeichenunterricht in den Schulen tatsächlich erfreut.[2]) Dass dies gesteigerte Interesse auch zu gesteigerten Erfolgen führt im technischen Können sowohl wie in den ästhetischen Wir-

[1]) So dachte und wünschte es Verf. auch schon in der ersten Auflage dieser Schrift vom Jahre 1895, S. 82 f.

[2]) Vgl. Dr. William Stern „über Beliebtheit und Unbeliebtheit der Schulfächer" (s. oben S. 164, Anm.).

kungen, liegt in der Natur der Sache und tritt bereits deutlich in die Erscheinung.

c) Lehrweise.

Die bisherigen Ausführungen erstreckten sich mehr auf das „Was", als auf das „Wie" des Unterrichts. Aber auch dieses „Wie?" ist für das Interesse von grosser Bedeutung.

Wie S. 139 f. bereits gezeigt, liegt eine der wesentlichsten Bedingungen des Interesses in dem klaren Verständnis dessen, was im Unterricht gelehrt und gelernt wird. Ganz unmittelbar, so sahen wir, beruhe auf dieser Bedingung jene Lust und Freudigkeit an der Geistesarbeit, die wir als „intellektuelles Interesse" bezeichneten, und mittelbar hange an dieser Voraussetzung auch jede andere Art ideeller Interessen, da nur das, was der Geist des Schülers begreift, in sein Gefühlsleben eingehen und sonach zur Entwicklung echter Interessen führen könne. Ob aber der Schüler den Unterrichtsstoff klar erfasst, das hängt nicht bloss von der Natur dieses Stoffes selber ab (S. 139 f.), sondern ebensosehr von der Art, wie er an ihn herangebracht und mit ihm behandelt wird. Es kann sein, dass die Materie des Unterrichts dem Fassungsvermögen des Schülers an sich ganz angemessen ist und doch von ihm nicht richtig aufgefasst und geistig gehörig verdaut wird, weil er vom Lehrer nicht in der rechten Weise in die Sache eingeführt wird. Wenn beispielsweise der Mathematiklehrer dociert und dociert, anstatt dialogisch den Schüler selbst die Beweise, Lösungen etc. finden zu lassen und mangelndem Verständnis durch Fragen, Erklärungen etc. nachzuhelfen: dann ist's kein Wunder, wenn ein grosser Teil der Schüler zurückbleibt und mit der Möglichkeit des Fortkommens jedes Interesse an der Sache verliert. Es heisst dann wohl, die Mathematik sei nur für besonders

bevorzugte Köpfe; und doch lehrt die Erfahrung, dass bei richtiger Anleitung jede normal veranlagte Intelligenz sich in die Mathematik hineinfindet — ausgenommen vielleicht solche Aufgaben, die eine spezifisch mathematische Phantasie erfordern. Wieviel für das Verständnis weiter abhängt von der Anordnung und Gliederung des Lehrstoffs, von der Lückenlosigkeit des Lehrganges, von der Gründlichkeit in allem Fundamentalen, von der Anschaulichkeit des Lehrverfahrens (sinnliche Anschauung, Veranschaulichung des Abstrakten durch Beispiele etc.), von dem Ausdruck und Stil des Lehrers etc.: das alles ist zu allgemein bekannt, als dass es hier einer näheren Auseinandersetzung bedürfte.

Eine andere wichtige Bedingung des Interesses, besonders wieder des intellektuellen, liegt in der selbsttätigen Beteiligung des Schülers am Unterricht. Andauernde Passivität — etwa bei stundenlangem Dozieren des Lehrers — verträgt sich nicht mit dem Wesen der Kindes-Natur und ist dem Schüler um so unerträglicher, je jünger er ist. Sein lebhafter Tätigkeitstrieb verlangt aktive Beteiligung, und nur wenn dieser Trieb angemessen befriedigt und dadurch zugleich das Gefühl der eigenen Kraft, des eigenen Könnens und Vorwärtskommens geweckt wird, vermag er dem Unterrichte mit andauerndem Interesse zu folgen. Daher lasse der Lehrer den Schüler soviel wie möglich selbst tätig sein, selbst nachdenken, suchen, finden, beobachten, zeigen, vormachen, reden, wozu sich in jedem Unterrichtsfache und in jeder Unterrichtsstunde Gelegenheit bietet. Was irgend den Kindern aus Erfahrung und Unterricht schon bekannt ist, soll nicht vom Lehrer, sondern von ihnen selbst vorgetragen werden. Alles, was sie durch eigenes Nachdenken aus gegebenen Prämissen herleiten können, sollen sie, wenn auch durch Fragen des Lehrers geleitet, möglichst selbsttätig entwickeln: grammatische Regeln und Begriffe, physikalische Gesetze, Rechenregeln,

mathematische Beweise, Grundgedanken eines Lesestücks u. dgl. Im naturkundlichen Unterricht sollen sie alles an den Naturkörpern, Apparaten, Bildern etc. für sie Erkennbare selber aufsuchen, aufzeigen, beschreiben, auch zeichnend das Geschaute wiedergeben, zu eigenem Experimentieren, zur Anfertigung einfacher Apparate und Anlegung kleiner Sammlungen, zu selbständiger Beobachtung des Naturlebens („Beobachtungsaufgaben") Anleitung und Anregung empfangen. Im geographischen Unterricht lasse man sie die geographischen Objekte und Verhältnisse selbst von der Karte ablesen, selbst daraus Schlüsse ziehen auf Klima, Verkehrsverhältnisse, Bevölkerung, Beschäftigung der Einwohner etc., die ungefähren Grössenverhältnisse durch eigene Schätzung und Vergleichung auffinden (Afrika ungefähr dreimal so gross als Europa), Kartenskizzen entwerfen etc. etc. Eine derartige Unterrichtsweise ist nicht nur ungleich geistbildender, als das blosse Dozieren und passive Hinnehmen, sondern sie trägt, wie gesagt, auch sehr viel mehr zur Belebung des Interesses bei, sodass auf den Lehrer, der in diesem Sinne des Schülers eigene Kräfte betätigt, Anwendung findet, was der Dichter vom Wallenstein sagt: „Und eine Lust ist's, wie er alles weckt und stärkt und neu belebt um sich herum."

Zur Beförderung der Selbsttätigkeit des Schülers ist auch der „Frageunterricht" geeignet, nur dass er mit Geist gehandhabt sein will und nicht, wie es leider so oft geschieht, in eine Gängelei ausarten darf, die mehr abstumpfend und lähmend, als anregend wirkt. Wir denken hier besonders an das leidige „Abfragen" und jenes Pseudo-„Entwickeln", bei dem der Lehrer scheinbar alles aus den Köpfen der Schüler herausholt, in Wahrheit aber seine eigenen Gedanken und Gedankengänge Schritt für Schritt in sie hineinfragt, ihnen aufoktroyiert, sodass sie grossenteils nur mechanisch wiedergeben, was er ihnen in den Mund legte. Kleinere Schüler mögen dies

Gaukelspiel nicht durchschauen und in der Einbildung, dass sie selbst die Akteure seien, mit Lust dabei sein; für reifere Schüler aber ist solche Knebelung der Gedanken auf die Dauer unerträglich und in ihrer lähmenden Wirkung auch höchst schädlich. Ihnen muss zu selbständiger, individueller Gedankenbewegung freier Spielraum gegönnt werden, so weit es sich irgend mit der Natur und den Aufgaben des Klassenunterrichts verträgt. Was sie ohne Beihilfe des Lehrers selbst im Zusammenhange geben können, lasse man sie sogleich vortragen. Bedarf es der Hilfe des Lehrers, so stelle dieser die Fragen bzw. Aufgaben so, dass sie wirklich des Schülers eigenes Nachdenken herausfordern, am besten so, dass gleich ganze Gedankenreihen gefordert werden (beweise, begründe, beurteile, erkläre, widerlege das! vergleiche dies mit jenem! zeige das an Beispielen! u. dgl.). Wo die Natur des Lehrstoffs es gestattet und die Schüler (der höheren Schulen, der Seminare etc.) ausreichend gefördert sind, lasse man das neu zu Behandelnde (Lesestoffe, mathematische Aufgaben, Fragen der Psychologie u. dgl.) von den Schülern zu Hause erst einmal selbständig durchdenken, um sie dann im Unterricht zunächst mit ihrer eigenen Auffassung zu Worte zu lassen. An diese knüpft sich dann am besten eine freie Debatte, die der Lehrer so zu leiten hat, dass zwar alles Falsche aufgedeckt und zurückgewiesen, aber auch alles irgend Brauchbare weitherzig anerkannt und verwertet und so in gemeinsamer Denkarbeit das rechte Ergebnis gewonnen wird. Ein solcher Unterricht ist freilich viel schwerer, erfordert viel mehr Einsicht und Gewandtheit, als jenes Pseudo-Entwickeln, bei dem die Schüler nicht einen Schritt aus der Kandare des Lehrers und seines präparierten Gedankenganges herauskommen; aber sie ist auch in demselben Masse bildender und, weil mehr Freiheit und individuelle Betätigung gestattend, den Schülern viel interessanter.

Es wurde früher schon daran erinnert, wie innig mit dem Gefühlsleben in der Kindesseele die Phantasie verschwistert ist. (S. 151.) Es werden daher Poesie, Sage, Geschichte u. ä. Stoffe, die nicht bloss verstandesmässig, sondern auch mit der Phantasie erfasst sein wollen, das Gefühl und Interesse des Kindes um so kräftiger erregen, je plastischer und lebendiger seine Phantasie das Dargebotene zu gestalten vermag. Dabei kommt nicht bloss die individuelle Phantasiebegabung des Kindes, sondern auch wieder die Unterrichtsweise des Lehrers wesentlich in Betracht. Man denke insonderheit an das Erzählen. Geschieht dies in dem allgemeingehaltenen, farblosen Lehrbuchstil, so mögen die Kinder das Erzählte begrifflich richtig erfassen, aber ihre Phantasie hat nichts zu schauen und zu erleben und darum auch das Herz nichts zu empfinden. Soll diese Wirkung erzielt werden, so muss der Erzähler nach Art des Dichters die Ereignisse, Situationen etc. anschaulich ausmalen mit konkreten, lebensvollen Einzelzügen, wie sie die Phantasie zu ihren Kompositionen bedarf. Wollte der Lehrer z. B. den Heldentod Gustav Adolfs bei Lützen mit der allgemeinen Lehrbuch-Redensart abtun, dass „der König hier an der Spitze seiner tapferen Schweden heldenmütig kämpfend fiel", so würde er Phantasie und Gemüt des Kindes ganz unbewegt lassen. Macht er dagegen nach Art des Dichters ein plastisches Bild daraus, führt er lebendig aus, wie der König in seinem Ungestüm sich mitten in den Feind hineinwagt, wie ein feindlicher Soldat, der ihn erkennt, auf ihn anlegt und ihn am Arm verwundet, dass das Blut hervorquillt, wie der König, um sein bestürztes Gefolge zu beruhigen, tapfer den Schmerz verbeisst und ruft: es ist nichts Kinder, folgt mir! wie er dann, von einer zweiten Kugel tödlich getroffen, vom Pferde sinkt und noch sterbend zu seinem Begleiter, dem Herzoge von Lauenburg, spricht: ich habe genug, Bruder, rette du dein Leben! wie dann das reiterlose Pferd des

Königs mit Blut bespritzt über das Schlachtfeld dahinstürmt und den Schweden den Tod des geliebten Königs verkündigt etc.: wenn in dieser Weise, meinen wir, das Ereignis zu einem wirklichen Bilde ausgemalt wird, dann, aber auch nur dann, erlebt das Kind den erhebenden Moment in seiner Phantasie wirklich mit und wird in seinem Gemüt von der Grösse des Augenblicks, von der Grösse und dem Edelmut des Helden wirklich ergriffen, so dass es mit seinem Interesse nie wieder davon loskommt. In ähnlicher Weise soll auch die „Charakteristik" durch lebensvolle Detail-Malerei die Eigenschaften der historischen Personen zu plastischer Anschauung bringen, also etwa, wenn Kaiser Wilhelm I. behandelt wird, nicht bloss so im allgemeinen dessen Pflichttreue, Leutseligkeit etc. preisen, sondern den Kindern solche kleine Geschichten aus dem Leben des Kaisers bzw. solche Aussprüche vorführen, in denen jene Züge mit konkreter Lebendigkeit sich ausprägen. „Der Gesichtsausdruck", bemerkt Rousseau sehr treffend, „liegt nicht in den grossen Zügen, auch der Charakter nicht in den grossen Handlungen; in den Kleinigkeiten enthüllt sich das Wesen". Deshalb preist er die historische Weise eines Plutarch, der „eine unnachahmliche Anmut besitze, grosse Menschen in kleinen Dingen zu malen".[1]) Diese Kleinmalerei — zu der auch die dramatisch wirkende Verwendung der direkten Rede zu rechnen ist — ist in der Tat für die Wirkung auf das Gemüt von grosser Bedeutung, besonders wenn es der Geschichtsunter-

---

[1]) Dasselbe meint Herbart, wenn er sagt: „Die gedrängte und abstrakte Sprache unserer Historiker passt kaum für die oberste Klasse eines Gymnasiums. . . . Die einzigen sichern Muster sind die alten Klassiker. Man übe sich an Erzählungen des Herodot. Die Wirkung auf Kinder ist überraschend. Auch die Weise der Alten, den Hauptpersonen ihre Ansichten und Motive in den Mund zu legen, ist sorgfältig nachzuahmen." („Allg. Pädagogik", H. sämtl. Werke, ed. Hartenstein, X, 293 ff.)

richt mit Kindern zu tun hat; denn auf diese macht immer nur das Konkrete, Individuelle, Lebendige Eindruck, nie das Allgemeine und Abstrakte.

Auch die Poesie ist in ihrer Wirkung auf das Gefühl (Interesse) wesentlich durch lebendige Phantasiebeteiligung bedingt. Bei der unterrichtlichen Behandlung von Gedichten wird es also — neben lebensvollem Vortrage — besonders darauf ankommen, dass für die Phantasie des Kindes die Situationen zu plastischer Anschauung gebracht werden. Nicht dass der Lehrer die Gedichte umformen sollte; wohl aber dass er es verstehen muss, die Kinder — durch aufhellende Vorbemerkungen, scharfe Hervorhebung und ergänzende Ausmalung der Situationsangaben des Gedichts — in die Szenerie lebendig hineinzuversetzen, dass sie alles im Geiste schauen und mit erleben (Goethes „Erlkönig“, Heines „Belsazar“, Uhlands „Blinder König“, „Glück v. Edenhall“ u. ä.). Textlich zu erklären ist nur das, was zum Verständnis des Sinnes unbedingt der Erklärung bedarf; jedes Breittreten und Plattfragen der Texte aber ist vom Übel, verträgt sich nicht mit dem Wesen und Zweck der Poesie und verbaut ihr den Weg zu des Kindes Herz und Interesse.

d) Die Persönlichkeit des Lehrers.

In der Persönlichkeit des Lehrers liegen, tief verankert und deshalb schwer erkennbar, die Grundbedingungen alles Schulsegens, besonders für das Interessenleben des Kindes. Von der Persönlichkeit des Lehrers, von seiner Gesinnung und ihrer individuellen Ausprägung in Wort, Gebärde und Handlung, von seinem Temperament, seinem Takt und Zartgefühl, von der Art wie er innerlich zu den Kindern steht, wie er sie beurteilt, behandelt, mit ihnen verkehrt, und endlich und vor allem von dem ganzen Beispiel, welches er durch sein Verhalten in und ausser seinem Berufe ihnen

gibt: von alle dem hängt es ab, wie die Kinder selbst in ihrem Herzen zu ihm sich stellen, ob sie ihn lieb haben, mit Achtung und Verehrung zu ihm aufschauen und ihm vertrauen und anhangen. Das ist aber wiederum von grösster Bedeutung für die Wirkung, die seine Lehre auf die Gemüter ausübt. Das Kind ist ja ohnehin, viel mehr noch als der Erwachsene, geneigt alles persönlich zu nehmen; und so öffnet es auch den Worten des geliebten und verehrten Lehrers sein Herz viel freudiger und empfänglicher und bringt ihnen ein viel wärmeres Wertempfinden entgegen, als denen des ungeliebten. An diesen persönlichen Beziehungen hängt zum guten Teil auch jene glückliche „Stimmung“ des Schullebens, die wir (S. 130 ff., 134 f.) als eine der Grundbedingungen einer gedeihlichen Entwicklung des kindlichen Interessenlebens erkannten, jener von allem Druck entlastete „Frohsinn“, der es dem Kinde auch in der Arbeit und unter den Augen des Lehrers wohl sein lässt und alle Eindrücke, die es aufnimmt, wie ein wohltuender Tau befruchtet. Endlich liegt in der Persönlichkeit des Lehrers und in ihr allein der Schlüssel zu jener unmittelbar zu Herzen gehenden Wirkung, die das Wesen eines „lebendigen“ Unterrichts ausmacht. Solchen Unterricht schafft keine Methode und Lehrkunst, der kommt allein aus dem Herzen, nach dem bekannten Faustwort: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, wenn es nicht aus der Seele dringt und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt.“ „Nie werdet ihr Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht.“ Eine gewisse Lebendigkeit des Lehrtones kann zwar auch äusserlich angelernt und angenommen werden; aber sie teilt dann das Los alles „Erkünstelten“: sie spricht nicht zum Herzen, sie belustigt wohl, aber belebt nicht. Wo dagegen wirklich ein warmes Empfinden und aufrichtige Begeisterung im Herzen wohnt, da bedarf's nicht vieler Kunst, um

diese innerliche Lebendigkeit auch äusserlich kundzugeben, und da überträgt sich dann mit jener elementaren Gewalt, die „das Herz zum Herzen zwingt“, jedes bessere Gefühl des Lehrers auf die Herzen der Schüler. In solchen Gefühlen aber liegen oder wurzeln doch eben jene ideellen Interessen, die ein erziehender Unterricht als Grundlage jedes besseren Strebens auszubauen hat.

e) Des Kindes Leben ausser der Schule.

Tiefer und nachhaltiger noch als durch die Schule wird die Entwicklung der kindlichen Interessenwelt durch die Einflüsse des wirklichen Lebens bestimmt. (S. 128.) Das Interesse beruht bzw. wurzelt ja ganz im Gefühl; auf dieses aber wirkt durchschlagend immer nur das Lebendige, Lebensvolle. Auch der Unterricht weckt daher echtes Interesse im Grunde immer nur dadurch, dass er nach Inhalt oder Form sich „lebensvoll“ gestaltet, aus dem wirklichen Leben schöpft oder es irgendwie nachahmend wiederspiegelt.

Unter den Faktoren des wirklichen Lebens, die auf das Gefühls- und Interessenleben des Kindes bestimmend einwirken, ist von grösster Bedeutung das Beispiel, das lebendige Vorbild. Seinen erziehlichen Einfluss pflegt man aus dem natürlichen „Nachahmungstriebe“ des Kindes zu erklären. Dies kann jedoch nur mit der Einschränkung gutgeheissen werden, dass man in den Begriff des Triebes hier mehr hineinlegt, als der Sprachgebrauch es tut, und nicht an eine bloss instinktive Betätigung denkt. Wohl mögen kleine Kinder rein instinktiv den Erwachsenen nachahmen; bei dem reiferen Kinde aber, dessen Seele bereits höheren Eindrücken zugänglich geworden ist, entscheidet — neben der Erkenntnis dessen, was das Beispiel bedeutet — vor allem Gefühl und Interesse. Dadurch, dass das Kind das Gute in lebendigen Handlungen (helfen-

der Nächstenliebe u. dgl.) verkörpert schaut, wird sein Gefühl für das Gute kräftig erregt, sein Interesse daran lebendig gemacht und dadurch dann auch sein Streben auf das Gute gelenkt. „Tugend ist nur lehrbar durch Tugend, indem ihre lebendige Erscheinung Liebe und Nacheiferung weckt.“ (Plato.) Auf Seiten der Erzieher wiegt dieser Einfluss des guten Beispiels um so schwerer, da ihre Autorität alles, was sie tun, dem Kinde um so bedeutsamer erscheinen lässt, und in dem Verhältnis zwischen Kind und Eltern wird diese Wirkung noch vertieft durch die innige Bluts- und Herzensgemeinschaft, die das kindliche Gemüt dem elterlichen Einflusse mehr als jedem anderen öffnet. Auch das böse Beispiel, sofern es Abscheu gegen das Böse erregt, kann im Einzelfalle segensreich wirken; aber unheilvoll wirkt es mit Sicherheit, 1. wenn es als gewohnheitsmässige Erscheinung — etwa im Verkehr des Kindes mit bösen Kameraden — die abscheuerregende Wirkung einbüsst und 2. wenn es, auch nur im Einzelfalle, von autoritativer Seite gegeben wird, besonders von den Eltern. Wenn sie, die dem Kinde an Gottes Statt stehen und ihm in allen Fragen der Sitte und des Sittlichen höchste menschliche Autorität sind, selbst auf schlechten Wegen wandeln, so ist eine arge Verwirrung des sittlichen Gefühls, oft eine völlige sittliche Verwilderung des Kindes die traurige Folge, die auch die besten Schulen und Lehrer selten hintanzuhalten vermögen. Auch das böse Beispiel des Lehrers wirkt verderblich, kann aber aus naheliegenden Gründen durch den Einfluss guter Eltern leichter kompensiert werden, als umgekehrt das schlechte Beispiel der Eltern durch die Schule.

Dann die tiefgreifenden Einflüsse des gesamten Milieus, in dem das Kind aufwächst: des persönlichen Umgangs mit seinen Angehörigen, Kameraden und Nachbarn, der Religion, der Bildung, der Sitte, der Lebenshaltung und

des Lebenstones in Haus und Gemeinde, der sozialen Verhältnisse, der Beschäftigung, häuslichen Glückes und Jammers, der umgebenden Natur u. s. w. Alles das wirkt bestimmend und richtunggebend nicht bloss auf die Gestaltung des Vorstellungskreises, sondern auch, ja tiefer noch und nachhaltiger, wenn auch weniger augenfällig und nachweisbar, auf die Entwicklung des Interessenlebens, so dass der erwachsene Mensch in dem, was er liebt und hasst, bejaht und verneint, bewertet und verurteilt, nur selten von diesen Einflüssen ganz wieder loskommt. Der bedeutsamste aller dieser Einflüsse ist wohl der des persönlichen Umgangs. Er wirkt auf das Gemüt des Kindes wie eine Atmosphäre: sittlich belebend, erhebend, befreiend wie Höhenluft, wenn das Kind begnadet ist, in einem Kreise edler Menschen aufzuwachsen, vergiftend aber wie Sumpfluft in einer bösen Umgebung. Natürlich spielt in solchem Umgange wieder das Beispiel eine sehr wichtige Rolle, daneben dann aber auch die ganze Art, wie in Habitus, Geberde, Blick, Ton, Rede und Urteil die umgebenden Menschen sich äussern. Jeder Zug menschlicher Gesinnung, und wenn er noch so tief liegt — Keuschheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen, Teilnahme, Ehrfurcht vor dem Heiligen etc. oder das Gegenteil — spiegelt sich irgendwie in jenen Äusserungen wieder und wirkt bei dauernder Verkehrsgemeinschaft segenbringend oder unheilvoll in das Gemüt des Kindes hinüber. Dieser Einfluss geht natürlich um so tiefer, je näher die Menschen, mit denen das Kind verkehrt, seinem Herzen stehen, in der Regel also am tiefsten in seinem Umgang mit den Eltern, besonders der Mutter, mit der das Kind von klein auf am stetigsten und innigsten verkehrt.

Nicht so stetig, aber im Einzelfalle oft noch mächtiger als die persönlichen Einflüsse wirken die Ereignisse des Lebens. Alles, was das Kind erlebt, lässt nicht nur in seiner Erinnerung und Lebensanschauung, sondern auch

in seinem Gefühls- und Interessenleben Spuren zurück, die heilsam oder unheilvoll seine Charakterentwicklung beeinflussen. Besonders gilt dies natürlich von den grossen, erschütternden Wechselfällen des kindlichen Lebens: eigener grosser Not und Lebensgefahr, schwerer Krankheit, Tod und sonstigem Leid in der Familie, Glücks- und Unglücksfällen im Kreise der Nächsten, grossen Naturereignissen u. dgl. „Ein hohes Unglück, ein hohes Glück, eine grosse Übeltat, eine Edeltat sind Baustätten einer wandernden Kinderkirche.“ (J. Paul.) Ein einziges Ereignis derart kann in dem Innenleben des Kindes — auch noch des Erwachsenen — eine Wandlung für immer bewirken. Menschliche Erziehung steht solcher vis major und ihren Wirkungen oft ganz rat- und machtlos gegenüber; wo sie es aber vermag, soll sie mit zartem Herzen und liebreicher Hand dazu helfen, dass der innere Segen des Erlebten auch recht zur Reife kommt und aller Unsegen verhütet wird. Welche Wege dazu im Einzelfalle einzuschlagen sind, lässt sich so wenig in Regeln fassen, wie die jeweilige Verbindlichkeit des Erziehers in Bezug auf Beispiel und Umgang. Hier hängt eben auch wieder alles an der Persönlichkeit, dem guten Wollen, dem sittlichen Ernst und dem Zartgefühl der Erzieher, insonderheit der Eltern.

Die Einflüsse des Hauses und des Lebens, soweit sie Gefühl und Interesse und durch dieses den Willen des Kindes berühren, greifen zweifellos tiefer und reichen weiter, als die der Schule und des Unterrichts. Es versteht sich daher, dass die Schule, so hoch ihr erziehlicher Einfluss immer einzuschätzen sein mag, mit bleibendem Segen doch nur da zu wirken vermag, wo Haus und Leben mit ihr Hand in Hand gehen, und dass für sittliche Schäden des Volkslebens keineswegs die Schule allein oder auch nur in erster Linie verantwortlich gemacht werden darf.

„Schluss."

In aller Kürze wollen wir uns schliesslich noch mit einigen naheliegenden oder wirklich erhobenen Einwürfen abfinden.

Aus dem innigen psychologischen Zusammenhange des Interesses mit dem „Gefühlsleben" ergab sich uns die pädagogische Forderung, es solle die Erziehung, um lebendiges Interesse für das Gute in dem Kinde zu erzeugen, all die Gefühle, durch die sich der Wert des Guten der Seele erschliesst, wecken und pflegen. Mit dieser Forderung nun soll keineswegs einem „Übermass" der Gefühls-Kultur das Wort geredet sein. Die oft hervortretende Neigung, mit diesem Schreckgespenst des Übermasses die gute Sache selbst zu diskreditieren, erklärt sich zumeist aus einer Verkennung des psychologischen Zusammenhanges, auf den jene pädagogische Forderung sich gründet. Wer diesen Zusammenhang zugibt, also mit uns — und wir dürfen hinzufügen: in Übereinstimmung mit der grossen Mehrzahl der heutigen Psychologen (S. 93 ff.) — anerkennt, dass alles menschliche Streben und Wollen durch Gefühle (Interessen) motiviert wird, den wird dann auch der Gedanke an die Möglichkeit einer pädagogischen „Übertreibung" hier nicht mehr beunruhigen, als in all den anderen Fällen, wo es gilt, durch Ausbildung geistiger oder leiblicher Kräfte wertvolle Bildungsresultate zu erzielen. Jedes „Übermass" ist hier so schädlich wie dort. Wenn im Interesse körperlicher Ausbildung und Gesundheit fleissige Bewegung des Körpers gefordert wird, so ist die Meinung natürlich auch nicht, dass dem Körper in dieser Beziehung ein „Zuviel" zugemutet, dass er überanstrengt und ihm die nötige Ruhe nicht gegönnt werden solle; er würde dann eben erkranken oder erschlaffen, anstatt zu erstarken. Ebenso würde durch ein Übermass der Erregung auch das Gefühlsleben in seiner normalen Ent-

wicklung gestört und die Gesundheit des geistigen Lebens geschädigt werden. Es ist darum pädagogischer Selbstverstand, dass die Gefühlsbildung sich stets in den Grenzen gesunder Natürlichkeit hält, sich fern hält von aller extensiven und intensiven Übertreibung, von Sentimentalität und Rührseligkeit, von jedem Haschen nach Effekten und Affekten.[1])

Auch der andere oft erhobene Einwurf, dass durch wiederholte Erregung das Gefühl doch mehr abgestumpft als belebt werde, hat nur in engen Grenzen Berechtigung. Richtig ist ja daran, dass das Gefühl an einunddemselben Objekte sich nach und nach erschöpft[2]), dass also z. B. dasselbe Landschaftsbild, immer von neuem wieder gesehen, dasselbe Musikstück, immer von neuem gehört, an ästhetischer Wirkung allmählich verliert. Daraus folgt aber nicht, dass das Gefühl überhaupt durch öftere Erregung abgestumpft wird. Die Erfahrung beweist das Gegenteil. Dass das ästhetische Gefühl, um bei diesem Beispiel zu bleiben, durch wiederholte Betätigung — sei es im Auffassen, sei es in eigener Darstellung des Schönen —

---

[1]) Damit soll nicht gesagt sein, dass die Erziehung grundsätzlich alle Affekte zu verhüten hätte, am wenigsten jene edlen Regungen jugendlicher Begeisterung, die in grossen Momenten des Lebens oder an besonderen Höhepunkten des Unterrichts nicht nur ihre natürliche Berechtigung, sondern auch ihre sittliche Bedeutung haben.

[2]) Auch dies gilt bedingungslos nur in Bezug auf die „Intensität" (Heftigkeit) des Gefühls, nicht in Bezug auf dessen „Innigkeit". „Es gibt eine Stärke der Heftigkeit und eine Stärke der Innigkeit (des Gefühls). Nur die erstere wird durch Wiederholung geschwächt; die letztere Art der Stärke kann gerade durch Wiederholung erzeugt werden . . . wenn das Objekt des Gefühls einen mannigfaltigen Inhalt hat, der sich allmählich enthüllt und der vielleicht erst entdeckt wird, wenn eine gewisse Akkommodation und ein gewisses Einleben stattgefunden haben." (Höffding, „Psychologie in Umrissen", 3. deutsche Aufl., S. 382.) Man vergleiche dazu Goethes Wort: „Was der Mensch an Wollust verliert, gewinnt er an innerem Wachstum." (Briefe a. d. Schweiz.)

bei angemessener Wahl und Abwechselung der Objekte mehr und mehr sich entwickeln lässt, ja nur auf diese Weise zu der rechten Kraft und Feinsinnigkeit ausgebildet werden kann, das ist doch eine Tatsache, die für jeden Sehenden auf der Strasse liegt. Genau so aber verhält es sich mit allen anderen Gefühlen. Ohne angemessene Erregung und wiederholte Betätigung verharren sie in dem Schlafzustande der blossen Anlage und gelangen zu bestimmungsmässiger Entfaltung so wenig wie irgend eine andere Geisteskraft. „Jede unserer Kräfte wird nur durch das einfache Mittel ihres Gebrauchs naturgemäss entfaltet.“ (Pestalozzi.) Pädagogischer Selbstverstand aber ist es, dass, wie bei Ausbildung jeder anderen Geisteskraft, so auch in der Gefühlsbildung 1. das zur Harmonie des ganzen Geisteslebens notwendige Mass innegehalten und 2. jede abstumpfende Einerleiheit und Eintönigkeit vermieden wird. Nur durch eine vielseitige Betätigung an einer reichen Mannigfaltigkeit geeigneter Objekte vermag das Gefühlsleben seinen ganzen inneren Reichtum zu entfalten, und so nur können die Interessen, die in ihm beruhen oder aus ihm entstehen, mit dem gesamten übrigen Geistesleben recht verwachsen.

Diese Vielseitigkeit ist zugleich eine unerlässliche Vorbedingung für die Herausbildung objektiver „Werturteile“, in denen das Wertbewusstsein, wie S. 35 ff. gezeigt wurde, zur Sache des Intellektes wird, ohne darum seinen Zusammenhang mit dem Gefühl zu verlieren. Diese Werturteile werden um so zuverlässiger und wahrer, d. h. den wirklichen Werten der Lebensgüter um so entsprechender sein, je reicher und vielseitiger die Erfahrungen sind, die das wertempfindende Gefühl gemacht hat, und je grösser daher der Durchschnitt ist, der aus all diesen Einzelerlebnissen gezogen werden kann.

Mit dieser Auffassung des Werturteils als des intellektuellen Facits der Wert-Gefühle und mit seiner Einbe-

ziehung in den Begriff des Interesses scheiden wir uns zugleich von der Meinung derer, die das Interesse und seine Entwicklung und Ausbildung ausschliesslich als Sache des Gefühls angesehen wissen wollen. Wenn auch herauswachsend aus dem Gefühl und deshalb ohne dieses undenkbar, ist das Werturteil selbst doch nicht mehr Gefühl, sondern eine Äusserung des Intellekts und darum auch, wie jedes andere Erfahrungs-Resultat, in seiner Entstehung von der Mitwirkung der — vergleichenden, abstrahierenden, Resultate ziehenden — Intelligenz abhängig (S. 25 f.). Das gilt für die Interessen-Entwicklung ganz allgemein und für die Interessen-Bildung als Sache der Erziehung insbesondere. So ernst diese es damit nehmen muss, das Gefühl des Kindes für alles Gute lebendig zu machen, so soll sie, wie wir wiederholt betonten (S. 84, 128), dessen Wertbewusstsein doch auf die Dauer nie in blossen Gefühlen stecken lassen, sondern, um allen Unklarheiten, Schwankungen und Auswüchsen des Wertbewusstseins vorzubeugen, es schliesslich — wenn auch nur allmählich — immer in klare, sichere Werterkenntnisse überleiten: ein Bildungsprozess, der, bei aller Abhängigkeit vom Gefühl, doch auch eine wesentliche Mitarbeit der Intelligenz in Anspruch nimmt, von seiten des Erziehers wie von seiten des Kindes.

Mit diesen Bemerkungen erledigt sich endlich auch der Einwurf, dass eine Erziehungslehre, die das „Interesse“ zum Kardinalbegriff der Erziehung mache, die festen Normen vermissen lasse, ohne die ein sittlicher „Charakter“ und eine sittliche Charakterbildung unmöglich sei. Eben in jenen Werturteilen — bzw. den daraus von selbst sich ergebenden Maximen des Handelns (S. 36, 102) — liegen solche Normen, und sie allein vereinigen in sich wirklich alles das, was man von „Normen des Charakters“ verlangt. Herauswachsend aus dem warmen Schosse des Gefühlslebens und auch nach ihrer Entstehung immer wieder aus

Werteindrücken des Gefühls neu sich belebend, besitzen sie eben insofern uud nur insofern jene Kraft der Motivation, ohne die keine „Normen“ des Handelns zu denken sind, wohingegen rein doktrinelle, mit dem Gefühl ausser jedem Zusammenhang stehende Lehrsätze durchaus jener Triebkraft entbehren. Als „Urteile“ aber, in denen unter Mitwirkung der Intelligenz das Schwankende und Zufällige der einzelnen Werteindrücke des Gefühls ausgeglichen und das Wesentliche zu objektiver Bestimmtheit und bleibender Gültigkeit zusammengefasst ist, besitzen sie andrerseits durchaus jenes Attribut der Festigkeit und Stetigkeit, welches von Normen des Charakters mit Recht gefordert wird.

Dass die Erziehung neben der Kultur des Interesses noch andere Massnahmen zu treffen hat, dass sie durch propädeutische Mittel der Aufsicht, Gewöhnung und Zucht dem Guten den Boden bereiten, das Kind beständig im guten Handeln üben und zur Betätigung seiner besseren Bestrebungen ihm Gelegenheit und Anleitung geben muss: das wurde bereits an anderer Stelle (S. 121 f.) zum Ausdruck gebracht. Nachdrücklichst sei aber zum Schluss noch einmal hervorgehoben, dass, wenn über solchen Massnahmen die Kultur des Interesses vernachlässigt wird, die Erziehung das Wesentlichste ihrer Aufgabe verfehlt. Ihr letztes und höchstes Ziel ist und bleibt doch dies, die Jugend dahin zu führen, dass sie *das Gute aufnimmt in den eigenen Willen*. Das vermag aber kein äusserer Zwang der Erziehung, sondern nur jene *Innenwirkung*, die das *Herz* des Kindes dem Guten erschliesst und aus dem Herzen heraus lebendige, zu *freier* Betätigung treibende *Wertschätzung* alles Guten entfaltet. Das ist die Kraft des Interesses, die durch diese Schrift in etwas hellere Beleuchtung gerückt werden sollte.


Ostermann
204322
LB1065
O8





